

Zum 50jährigen Jubiläum

1853

1902

Illustrierte Welt

I. Heft

Was ist's, das unsre „Illustrierte Welt“
Zu ihrem neuen Gang in alle Lande,
Von Dankbarkeit und freud'gem Stolz ge-
schwellt,
Vor euch erscheinen lässt im festgewande?
Was ist's, das in dem altgewohnten Gruss,
Den sie alljährlich ihren Lesern bringt,
Heut wie ein dithyrambischer Erguss
Wie eine Jubelouverture klingt?

Wir standen jüngst an des Jahrhunderts
Wende,
Und wie von hoher Warte flog der Blick
Durch der Geschichte weite Thalgelände
Auf Adlerschwingen vorwärts und zurück.
Wir hielten Heerschau über den Gewinn,
Der uns erblüht aus den vergangenen Tagen,
Und schöpften neuen Mut, mit frischem Sinn
Den Sprung in dunkle Zukunft heft zu wagen.

Galt das Jahrhundertfest der ganzen Welt,
So gilt die Feier, die wir heut begehen,
Auch einer Welt, der „Illustrierten Welt“
Und ihrem fünfzigjährigen Bestehen.
Bedarf die grosse Welt der grossen Zahl,
Giebt uns die kleinere schon Grund zur Freude,
Das Recht des Rück- und Vorwärtsschauens
zumal

An der halbhundertjähr'gen Daseinsscheide.

Ein halb Jahrhundert! Welch gewalt'ge Fülle
Von reichem Leben, flutend fort und fort,
Im Sturme bald und bald in Meeresstille,
Liegt eingeschlossen in dem kurzen Wort.
Welch Vorwärtsdrängen, welch ein reich Ent-
falten

Von Kräften, die einst tiefer Schlaf umfing;
Welch tausendfältig Ringen und Gestalten,
Wovon das Weltbild mächt'gen Reiz empfing!

Und dieses Bild getreulich zu bewahren
Mit Stift und Wort, als Spiegelbild der
Zeit,

Das war die Sendung, der seit fünfzig Jahren
Sich unsre „Illustrierte Welt“ geweiht.
Ihr Ehrgeiz war's, dass sie ein Bote werde,
Der vielen vieles, jedem etwas bringt,
Ein gerngesehner Gast am trauten Herde,
So weit die liebe deutsche Sprache klingt.

Ob's ihr gelang? Ein frohes Ja gestattet
Der Leser grosse, weitverweigte Zahl.
So rüstet sie sich frisch und unermattet
Zu neuer Wandrung über Berg und Thal.
Erfahrung lieh ihr bloss die Zahl der Jahre,
Im tiefsten Innern blieb sie frisch und jung;
Im Kampfe für das Schöne, Gute, Wahre
Führt sie das Schwert mit jugendlichem
Schwung.

Ihr Ideal liegt nicht in grauer Ferne,
Umraust von all der Gärung unsrer Zeit!
Vertrauensvoll folgt sie dem guten Sterne,
Der ihr bis jetzt gab sicheres Geleit.
Ein höchster Wille lenkt die Weltgeschichte,
Vom Spiel des blinden Zufalls nicht be-
rührt...

Es bildet diese Zuversicht die Brücke,
Die vorwärts uns in fernste Zukunft führt.

Auf diesem Grunde lasst uns weiter bauen!
In diesem Sinne gelte unser Gruss
Euch, ihr Getreuen, die ihr voll Vertrauen
In unser Fahrzeug habt gesetzt den Fuss;
Und seid bis heut ihr mit ihm gut gefahren,
So wahr' der Enkel seiner Väter Treu,
Die sich bewähre weitem fünfzig
Jahren —

Ob auch der Kapitän ein andrer sei.



Schreiber, chem.

Anker geworfen!

Roman

von

G. Felp.

Ein Februartag auf der Elbe; ein klarer Morgen, leichter Reif auf den Flächen, ein Nachglühern davon auf Dächern und Schornsteinen, wo die hervorbrechende Sonne „nichts Weißes“ hat dulden wollen.

Kerzengerade geht aller Rauch in die Luft, fröhlich flattern die Wimpel auf den Schiffen. Das Leben auf der Wasserstraße sieht sich heiter an in der Beleuchtung. Und ein Festtag ist's für die vornehme alte Hansestadt, die jetzt für Deutschland das „Herrsche auf den Wellen“ zur Wahrheit zu machen bestrebt ist. Die große berühmte Schiffsahrtsgesellschaft, die die Hamburger Flagge in alle Welt trägt mit ihrer eignen blaueisen Hauschrift daneben, hat wieder ein neues Fahrzeug ausgerüstet, die gewaltige „Imperatrix“, einen Doppelschraubenschiffdampfer, der zur Fahrt nach Westindien und der Küste von Venezuela bestimmt ist. So groß, wie noch kein Schiff die dortigen Meere befahren, so stolz, so siegesicher. Im vollen Flaggenjuchend liegt die Imperatrix da; noch einmal ist auf ihren Planen eine Deputation der Stadt und die Direktion der Gesellschaft versammelt gewesen. Ein kleiner Dampfer, „Die Nachstelze“, nimmt die Herren jetzt auf, er hat eine Kapelle an Bord; die spielt die Nationalhymne. Und nun steht sich unter den Klängen der Musik, dem Jauchzen der Zuschauer auf den verschiedenen Fahrzeugen ringsum, Lärchen und Gutschwenken, das riesige Schiff in Bewegung, von Brunshausen aus abzudampfen in die ferne Tropenwelt. Das ist ein großartiger Anblick, die einen erfüllt er mit Stolz, die andern mit Bewunderung; manches Auge sieht mit einem Sehnsuchtsgefühl dem schwimmenden Koloss nach — wer auch so mit könnte in die weite, unbekannte, lockende Welt. „Voll Dampf voraus!“ Immer beträchtlicher wird der Raum zwischen dem ausfahrenden großen Dampfer und den heimkehrenden Elbschiffen, die wie Ruffschalen neben ihm lagen. Der Rauch aus den mächtigen Schornsteinen ballt sich zusammen und bildet einen langen Streifen in der Luft hinter dem Fahrzeug her. Die Musik auf der Nachstelze hat geendet, die Leute packen ihre Instrumente ein und ziehen sich aufs Achterdeck zurück. Flinke Stewards eilen mit Grog und heißem Thee herbei, die Gäste zu erquicken. Auch einige Damen sind darunter; sie sind mit der Vorliebe der Hamburgerinnen für dunkle Stoffe und Gebiegenheit unauffällig gekleidet. Die Herren stehen in Gruppen. Mit den kostbaren Krügen ihrer Pelze und den gleichen Mützen, sehen die meisten aus wie manche ihrer Ahnherrn, die schon in dem Rat der Stadt saßen und Großkaufleute waren, eigner Klagsvoller Firmen, die alle Zeitläufte überdauerten. Andre sind da als ganz neue, auf sich Selbstgestellte, sie sind lebhafter, und durch ihr Wesen geht etwas Sieghaftes, sie haben jeden Schritt Boden unter den eignen Füßen, erkämpft und sind stolz darauf. — Organisatoren, Schöpfer.

Der Imperatrix gilt natürlich jedes Wort der Unterhaltung.

„Darin kommt uns nun keine Konkurrenz nach, auch nicht in England und drüben nicht!“

Ein Telegramm des Kaisers, das zur ersten Reise des großen Dampfers Glückwünsche bringt, wandert von Hand zu Hand. „Das freut und ermuntert uns jedesmal alle,“ sagt ein Direktor „und auf dem Schiff denkt der letzte Junge: Der Kaiser weiß, daß wir hinausgehen.“

„Ein Hamburger Kind? Guet Kapitän, meine ich?“

„Da irgendwo von der Waterkant, ich glaube ein Fries.“

„So schwarz? Das is ja 'n reines Naturspiel — aber 'n schöner Kerl! Da haben doch auch mal die Normannen gehaust, an der friesischen Küste —“ sagt ein blonder schlanker Herr, „und die verstanden bereits das Seefahren.“ — „Natürlich, Seidewolf muß was Romantisches drum thyn,“ lacht der kurze Dicke, den sie alle mit besonderer Hochachtung behandeln. „Wohnt Kapitän Broesens Familie hier?“ Klingt wieder eine Frage.

„Gar nich' verheiratet!“

„Damenfeind also?“

„Feind oder Freund — wer kann's recht sagen. Die Weiber schwärmen ihn an, besonders die überseeischen Ladies: The best Captain of the world, natürlich. Er ist sehr zurückhaltend.“

Unter den Passagieren sind sogar auch Lustfahrer; der bekannte Baron von Hellmers, den sie den fliegenden Holländer nennen, erzählt man weiter. „Au —“ sagt einer von der Direktion, denn diesen Namen spricht man nicht gern aus — Schiffsaberglauben.

„Der ist doch so reich, daß er sich selber eine Yacht halten könnte.“ „Es ist aber seine Passion, bald auf diesem, bald jenem Schiffe zu sein, bald Segler, bald Dampfer, mit Franzosen und Italienern, Deutschen und Amerikanern — er hat in jedem Erdteil Besetzungen und ist immer nach ihnen unterwegs. Hat den Seetoller! Ein angenehmer Passagier soll er nicht sein.“ — „Das halbe Schiff ist von ihm belegt, beste Plätze; Sekretär, Bedienung, Tochter, Schwiegerjohn — ein wirklicher Fürst.“ — „Natürlich! sonderbare Hochzeit, Trauung auf Helgoland. Ging ja durch die Zeitungen. Hellmers muß doch alles besonders machen, das ist sein Sport. Hatte die „Prinzess Irene“ zu der Fahrt gechartert. Ist ganz mit Tannengrün geschmückt gewesen — aber keine Gäste darauf. Hatte schlechte Fahrt. Na, 'en Extravergnügen für das Brautpaar.“ Alle lachen.

„Da wär'n wir, meine Herren!“ heißt es eben drüben. Die Nachstelze ist schnell dahingeglitten, an großen und kleinen Schiffen, kommenden und gehenden, löschenden und verstaubenden vorüber. Gewaltige Speicher ragen spitzgieblig oder breitmaßig auf, Seile und Krane sind in Bewegung; Rietsfahnen, vielsenfzig, Fabrikshornsteine, hie und da entlaubte Bäume. Auf den Quaimauern ist ein emsiges Arbeiten, Rollen, Herbeischaffen, Wegführen. Es ist die ganze mühsame, ameisenfleißige Bewegung der großen Handelsstadt in dem Lärm, Klirren, Knirschen, Gebären, hin und her. Und die Luft ist erfüllt von Thegeruch und jenem Gemisch, das, durcheinanderströmend aus den Schiffsbäuchen, den Säcken und Tonnen, undefinierbar ist. Die Nachstelze legt an; man verläßt sie, nachdem man sich noch die Hände geschüttelt, hier mit einem Scherz, da mit einer Erinnerung oder Verabredung. Jenseits der großen Hallen, die die Auswanderer kurz vor ihrer Einschiffung aufnehmen und in gesonderten Räumen die vornehmen Passagiere von hüben und drüben, stehen Wagen und Droschken, Besitzer und Benutzer erwartend, und dann fährt man nach den verschiedensten Richtungen auseinander, Bureau und Sitzungen entgegen, dem schweren, lastenden Tagewerk, in dem die Ausreise des neuen Schiffes eine angenehme Unterbrechung war.

Die Imperatrix, ihren Namen in mächtigen Goldbuchstaben am Bug tragend, gleitet stolz über die graugrünen Wellen, sie hat bald die hohe See gewonnen, ruhig ist ihr Gang und sehr schnell. Und auf allen Gesichtern der Besatzung liegt noch ein freudiger Abglanz, das Nachgefühl des Erlebten, der bedeutsamen Begebenheit, daß man mit bei dieser ersten Fahrt des größten Schiffes der Linie ist. Der Kapitän steht auf der Kommandobrücke, groß, kräftig, die blaue Mütze tief in die Stirn gedrückt. Schwarze, kurzverschnittene Haare werden darunter sichtbar, ein stattlicher Schnurrbart verbirgt die Oberlippe, und ein schwarzer, glänzender Bart fällt auf die Brust. Seine grauen Augen sind nach Seemannsart leicht zusammengekniffen. Neben ihm ist der erste Offizier sichtbar, ein blonder, untersehter Mensch. Dahinter der Mann am Steuerrad. Alles ist auf seinem Posten, die Schiffsjungen beginnen ihr ewiges Amt des Putzens bereits, bei dem sich auf einer Seefahrt immer der Anfang ans Ende knüpft. Mit Meldungen eilen dienstthuende Offiziere und Leute der Besatzung die schmalen Treppen hinauf und hinab. Hie und da ein Signal, eine Manipulation. Den meisten an Bord ist das alles noch neu, sie lernen das Schiffsleben zum erstenmal kennen. Ihre Blicke gleiten von der Kommandobrücke nach rechts und links, sie suchen sich Steuerbord und Backbord einzuprägen, sie betrachten das Drehen der riesigen Schrauben und die Wasserfurchen, die sich schäumend bilden, sie stehen an der Spitze und wandern zurück, sie vertauschen die Eingänge und können sich im Innern des Schiffes nicht zurechtfinden; sie lehnen an der Bordwand und sehen über die Wogen hin, nach der Küste, die man verläßt, nach den Feuer- und Seezeichen. Und der frische, klare Wind und die kühle Luft läßt sie die Mäntel fester um die Schultern ziehen. Und ganz furchtsame und empfindliche Naturen schauen mit jener angstvoll-lächelnden Miene umher, die jedem Vorübergehenden versichern möchte: Ich fürchte mich gar nicht — o, vor nichts, nicht vor Meer und Gefahr — und am wenigsten vor der Seekrankheit.

Mit riesiger Menschenfracht und großer Güterladung geht die Imperatrix — sie nimmt ihren ersten Reisedeich über New York, Auswanderer dort abgehend, neue Passagiere einholend. Auf der Reeling und dem Achterdeck drängt sich die bunte Menge der Auswanderer, alle deutschen Dialekte werden dort laut, alle Lebensalter sind vertreten. Kräftige Gestalten und kümmerliche, trockne, mutige Gesichter und traurige, müde; sorgsame und wohlhabende Kleidung und ärmliche im Gemisch. Ausländer dazwischen, Polen, Russen, gemeinsam auf dem großen Schiff, dann sich wieder zerstreudend, fast alle ungewissen Schicksalen

entgegenschwimmend. Wandertrieb und Abenteuerlust und letzte Verzweiflungsversuche, das ist Elbbogen an Elbbogen. Da summt einer ein Lied, betet eine Alte einen Rosenkranz, knüpft ein Bursch mit heißen Blicken mit einer frischen Dirne an, wiegt eine Frau ihren Säugling in den Armen, hält ein Vater die mutterlosen Kinder an den Händen und erzählt ihnen, daß sie keine Angst vor dem großen Wasser haben dürfen.

Die Reisenden erster und zweiter Klasse trennt der Messingstab am unteren Ende des Promenadenbalkens, sie können im Vorbeiwandern einander beobachten, — die feine Metalllinie markiert die Grenze des Geldbeutelns. — Manchmal ist die der Bildung drüben höher als die hüben. Das Gewirr von Gold, Spiegeln, Malerei, Sammet und Seide in den Sälen der ersten Kajüte, mit dem amerikanischen Geschmack, der höchsten Luxus auch in den schwimmenden Hotels verlangt, dem Konzeptionen gemacht werden müssen, weicht in der zweiten Abteilung der ruhigen Holztafelung, dem vornehm schlicht wirkenden blaugrünen Tuch.

Gute Fahrt und schlechte, Gefahr und Wind und Wetter ist aber für alle gleich verteilt, fürs Zwischen-deck und die Luxusabteile, für die zweite Klasse und den Heizer, der mit bloßem Oberkörper vor dem glühenden Kessel steht, für die Besatzung und Bedienung. Und die ganze Schwere der Verantwortung für all die Menschenleben und die wertvollen Güter hat der Mann auf der Kommandobrücke, der da so ruhig steht — mancher Blick fliegt zu ihm hin. Seine Kommandostimme muß noch im Augenblick höchster Gefahr gehört werden, wo er zum Herrn über Leben und Tod der Besatzung und der Reisenden werden kann. Daß er so fest aussieht, so wetterhart, so besonnen, das gefällt ihnen allen.

Die flinken Stewards eilen zwischen den Passagieren umher, Stühle werden in Beschlag genommen, Decken und Kissen hergerichtet, man wandert, man steht in Gruppen, beobachtet, stellt sich vor, weicht aus — aus dem Chaos bilden sich Einzelstaaten heraus, es organisiert sich für die Tage und Wochen das Gemeinwesen an Bord. Vielgereifte sind schnell damit fertig, sich zu etablieren — Neugierige folgen dem Beispiel, wenn sie gewandt sind; Schüchterne müssen mit den Plätzen für ihre Deckstühle fürlieb nehmen, die übrig bleiben. — Der Kampf ums Dasein, das Auf-die-Oberfläche-Kommen spielt sich ebenso in diesem kleinen Schiffsstaat ab — wenn auch in den besten Formen — wie überall im Leben.

Ein schwächlicher, sehr beweglicher Herr fällt bald allen Reisenden der ersten Kajüte auf. Sein Haar hat den natürlichen fleischfarbenen Puderanflug des Grauens, sein Schnurrbart aber künstliche Schwärze, die Nase hat eine leichte, raubvogelartige Wiegung, über ihr sind stehende, musternde Augen. Seine Hände sprechen, seine Bewegungen. Von Stewards und Leuten seiner Begleitung umringt, giebt er Befehle, läßt Gepäc hin und her tragen, Deckstühle richten, beordert heiße Limonade, ohne sie zu trinken, richtet ein paar Scherzworte an den jüngsten Schiffsjungen, macht auf Seezeichen aufmerksam, läßt sich große Ferngläser bringen, übersetzt die Flaggen Sprache eines passierenden englischen Frachtdampfers, wünscht den Obersteward zu sprechen, bringt in die Kartenzimmer zum zweiten Offizier ein, fragt die Deckstewards nach ihren Vornamen. Ueberall taucht er auf in seinem dunkelblauen Seemannsanzuge, der vortrefflich sitzt, seine etwas hohe Stimme hört man immer wieder, und bald weiß man auch seinen Namen: Baron von Hellmers. Die wenigsten interessieren sich in diesen ersten Stunden der Fahrt für seine weiteren Personalien, ihnen sind alle Eindrücke neu. Aber ein paar Personen wissen doch: ein Mensch, der immer auf Reisen, besonders auf der See ist und der auch auf dem Lande, daheim in Deutschland, von sich reden gemacht. Eine riesige Firma besteht, die diesen Namen trägt — Bergwerke, Eisenfabriken, Kohlengruben — „na, unerschöpflicher Reichtum, schon vom Vater her. Da wächst immer zu, das ist nicht alle zu kriegen.“

Herr von Hellmers hat eben die Bekanntschaft mit Doktor Wander, dem Schiffsarzt gemacht. Er rüdt seine Reiseumähe zurecht und sagt dabei: „Sie muß ich noch nicht gesehen haben — ich behalte nämlich alle Physiognomien bis zum letzten Steward!“

Der junge Mann, der ein immer vergnügtes Gesicht hat, lächelt noch ein wenig mehr: „Ich hatte allerdings noch nicht den Vorzug.“

„Wohl neu eingestellt in die Linie?“

„Nein, das nicht — ich mache schon meine dritte Westindiensfahrt. Habe aber —“

Von mir gehört, natürlich. Ich bin ja bei Ihrer Gesellschaft und gewissermaßen überall bekannt, wie ein bunter Hund. Nein, bitte, kein Kompliment. Ich weiß das. Ich heiße in beiden Weltteilen „der verrückte Hellmers.“ Gut angeschrieben bei den Direktionen, aber manchmal der Schrecken der Kommandanten und Besatzung. Den einen ist es recht, daß ich Geld, viel Geld für diese weiten Reisen ausbebe, die andern meinen, ich mache dafür auch Ansprüche.

Nun, ist Geld Heu? ich denke nicht. Ich streu' es herum, wie Häckel, wahr — aber, ich weiß schon warum." Doktor Wander verbiegt sich zustimmend. Er ist ein hübscher Mensch, das weiß er, und er hat Beweise, daß er gefällt. Aber, er hat es am wenigsten auf die Eroberung der Sympathien des männlichen Geschlechts abgesehen. Die reine Zeitvergeudung, denkt er und sieht ein paar eleganten Frauengestalten nach, die vorübergehen — gewiß Mutter und Tochter, Kreolinnen. Der Baron zieht an seinem Handschuh. "Sehen Sie, ich bin ein Wind- und Seefahrer, aber die kleine Eigenart habe ich, mir nicht die Hände zu verderben. Well! Jeder muß nach seiner Façon leben, warum ich nicht nach der meinigen? Aber diese 'Kaptains', er spricht das Wort plattdeutsch aus und zwinkert mit den Augen nach der Kommandobrücke hinauf, "und das dumme mitreisende Volk sind zuweilen sonderbar! Von Ceylon hatte ich mir ein paar hübsche kleine Tigertaken mitgenommen — Prachtexemplare. Auf der 'Mistia', englisches Schiff, you know. Na, sie brüllten zuweilen, und dann hatte sich mal eins der niedlichen Tiere losgerissen und unten im Raum versteckt. Das Hopphheid hatten Sie sehen sollen, mein lieber Doktor! Die Passagiere beklagten sich, und der Kommandant, na, wollte mich zwingen, mit den Bestien in Suez das Schiff zu verlassen und auf einem andern — Sehen Sie mich an, Doktor! Bin ich wohl einer, der sich Gesetze vorschreiben läßt? Keins von beiden" antwortete ich meinem Kapitän und grins der lieben Menschheit ins Gesicht. Und kurz vor Suez laß' ich meine Rädchen heraufbringen und schieße sie jagdgerecht tot — Piff, pass unvermutet über die Köpfe der Zwischenbeder hin. Und meine Mitreisenden und mein Herr Kapitän hatten das Vergnügen, mich bis Southampton unter sich zu behalten, mit jami meiner andern kleinen unschädlichen Menagerie — auch ein paar ganz jungen Krokodilen. Angenehmer Reisender, werden Sie sagen! Grazias! — ich freue mich, diesen Namen zu verdienen. Ah, da ist ja der vierte Offizier. Den muß ich sprechen."

Doktor Wander lehnt sich mit dem Rücken an die Bootswand und mustert die wandernde und stehende Gesellschaft. Er hat sich noch nicht recht nach den Weibern umgesehen, und die sind doch die Hauptsache für so endlos lange Tage und Abende auf See. Ein paar hübsche Amerikanerinnen, um mit ihnen zu flirten, einige nette deutsche Mädchen, mit ihnen zu musizieren, recht gefühlvoll "Brahms und Rubinstein", wie auf jeder Reise, wird er ja wohl finden. Dazu ein paar verständige Mütter, sich gebildet zu unterhalten, mit einigen gelehrten Vätern einen Stet zu machen, ein paar Ueberängstliche, die ihn schon am zweiten Tag konsultieren und bitten, sie gegen die Seekrankheit in Kur zu nehmen, werden auch da sein für den Geldbeutel.

Da bemerkt er eine weibliche, schlanke, weißgekleidete Gestalt unweit von sich an der Bootswand lehnd und auf die Wogen blickend. Richtig, wie eine weiße Wolke ist das ja an ihm vorbeigeschwebt bei dem Anlegen der Backstelze — er stand reglementsmäßig im Stabe des Kapitäns und hatte zu grüßen, all die vielen gleichgültigen Menschen, mit denen er nun wochenlang zwischen Himmel und Erde schwimmen soll. Weißer, friesartiger Stoff, das ziemlich kurze Kleid, ebenso der sackartige Paletot, dessen Kragen weißer Pelz bildet, ein Pelzmütchen auf nachtschwarzem Haar, die Hände in dem weißen Muff verborgen. "Snowdrop" fällt ihm ein. Ob sie wohl hübsch ist? Ein wenig trübselt sich das Haar im Nacken, das bißchen Hals, was sichtbar wird, ist lebenswarm getönt — jetzt mehr herüber, Profil. Ah! Ein reizendes Ohr, das ist sein Hauptport, und eine so runde, weiche Wange und eine geradlinige Nase mit mandelförmigen Nasenlöchern, die etwas Kassiges haben, und wunderbar gezeichnete Augenbrauen — die Lider hat sie gekent. Sie tragen so lange, schwarze Wimpern, daß dieselben fast einen Schatten auf die leicht geröteten Wangen werfen. Wenn sie sich doch ein wenig mehr drehen, die Blicke herüber richten wollte. Die Farbe der Augen möchte er feststellen.

Jung, hübsch, vornehm, das sind ein paar Prädikate, mit denen er spielt, und er beschließt, genau so eigensinnig zu sein wie sie und auf dem Plage zu verharren, bis sie geht. Wie kann man so versenkt, so achlos auf die Umgebung sein, wie diese weiße Dame? Er blickt hinaus nach der Kommandobrücke und entdeckt etwas Erstaunliches: auch Kapitän Broesen ist in ihren Anblick versenkt — er lehnt hinter der Schutkleinwand und sieht hinunter, während v. Sarn, der erste Offizier, auf seinem Plage steht. Was sonst auf- und niederwogt auf den Planken, scheint der ernste Mann da oben gar nicht zu gewahren — Hüte, trippelnde Füße, kokette Mäntel mit Kapuzen, aus denen frische Gesichter sehen. Und es ist unerhört! Nun sind es schon fünf Minuten. Es versucht Doktor Wander fast, zu intonieren: "Schöne weiße Dame, komm, erscheine mir!" Ob sie sich dann wohl wenden und herübersehen würde nach ihm, dem George Brown

der See? — Acht Minuten! Der Kommandant der Imperatrix hat seine Stellung nicht gewechselt, "sie" nicht — natürlich er auch nicht. Nun gerade nicht. Hübsch, gewiß, das ist sie. Verheiratet? Hm! Sicherheit ist in ihr, das spricht aus — na, das läßt sich nicht definieren.

Und all die netten Frauengesichter, die jetzt an ihm vorübergleiten, haben absolut kein Interesse für ihn.

"Nicht wahr, der Herr Doktor! Sie erlauben, daß ich mich vorstelle. Professor Auerhorn, Botaniker auf Studienreise, von der Regierung. Mein Kollege, Doktor Pindler — beide aus Berlin."

"Sehr angenehm! Sehr angenehm!" sagt Doktor Wander händeschüttelnd, mißvergnügt grinsend.

"Wir sind von der Regierung auf der Suche nach —"

Wirklich, nun geht sie, und er kann ihr nicht folgen; oben tritt auch der Kapitän von seinem Beobachtungsposten zurück.

"Bitte, mich auch vorzustellen!"

"Herr Kaufmann Theizen und Gemahlin aus Königsberg."

"Wir möchten beizeiten um ein Mitteldchen gegen die Seekrankheit bitten —"

"Melde mich ebenfalls, Rott, Ingenieur — geh an die Venezuelabahn — und da die Geschichte hier keine Ballen hat —"

Dann ertönt das erste Gongzeichen, zu Tische rufend. Er begiebt sich mit den neuen Bekannten hinab.

Im Speisesaal bewegt sich der Obersteward wie ein Feldherr, die Tischordnung in der Hand. Er ist die höchste Instanz für die Reisenden, was die leibliche Verpflegung betrifft; er hört ihre Wünsche in Bezug auf die Nachbarschaft.

Der Kapitänstisch enthält die Ehrensitze. Dort steht Doktor Wander die Dame in Weiß Platz nehmen; sie hat den Hut abgelegt und zeigt nun eine Fülle schwarzen, hochgetürmten Haars. Dann tritt der Kapitän ein; Baron Hellmers springt auf, er scheint vorzustellen.

"Herr Doktor," gesteht Alwine Theizen, "ich weiß nicht, rechten Appetit habe ich nicht. Ich habe aber auch im Hotel heute morgen so reichlich gefrühstückt."

Die Erde, der Beruf haben Doktor Wander wieder.

"Kapitän," sagt Baron Hellmers, "erlauben Sie mir to introduce you — meine Tochter."

Die braunen, ernsten Augen begegnen den ehrlichen des Kapitäns beinahe forschend, dann kommt ein etwas freudigerer Schein auf das liebevolle Gesicht.

"Wir sind Ihnen für eine lange Fahrt sicher — wir gehen mit nach Venezuela. Und hoffentlich wird es eine gute."

"Das liegt bei Wind und Wetter," antwortet seine klangvolle, tiefe Stimme ihrer weichen.

"Nichts berufen, nichts berufen, Gina!" warnt Herr von Hellmers und klopft unter den Tisch. "Wir sind in See! Aber weiter, Kapitän Broesen! Hier ist Fürst Borodowsky, mein Freund und Schwiegerjohn; nämlich vor drei Tagen erst zu dieser Würde gelangt."

Ein kleiner, geschmeidiger, dunkler Herr verbeugt sich, gleichgültig "Ehre" murmelnd.

Aus den verlebten Zügen funkeln dunkle, große Augen.

"Pole, natürlich, braucht man nicht erst zu betonen. Noch ist Polen nicht verloren, lieber Fürst!"

Dann kommt die Reihe an die kreolischen Damen. "Madame und Mademoiselle Selmine!"

Unter zierlichen Hüten freundliche Gesichter, die kostbaren, vielschwänzigen Pelztragen liegen auf den Stuhllehnen. Knappe, blaue Kleider, bei Mutter und Tochter ganz gleich in Farbe und Machart, matte Perlen in den Ohren, schwere goldne Ketten an den Uhren und Vornetten, viele blühende Ringe an den Fingern — der Teint ein Ambraton, belebt von mandelförmigen, großen Augen und feurigen Lippen.

"Ah, monsieur mon capitaine, sehr erfreut!" sagt die Ältere. Die Stimme ist rau, wie bei allen Südländerinnen. Die Jüngere lächelt verbindlich.

Broesen fragt nach dem Reiseziel.

"Die Insel Martinique, Port de France, die Heimat der Kaiserin Josephine." Und Madame Selmine sieht verzückt aus. "Wir sind noch mit ihr verwandt, la bas! wissen Sie!"

Dann macht Monsieur Pierre-Pierre, ein stattlicher Mulatte, seine Verbeugung.

"Minister gewesen, Professor; von San Domingo," seht Hellmers hinzu. "Und hier Mr. Crohly, Vandalbildt verwandt, keine schlechte Firma!"

"Und nun auf frohe Fahrt! Regina, bitte ein wenig mehr Anteilnahme. Nicht diese eiskalte Formalität, sie hat mich immer bei deiner Mutter zur Verzweiflung gebracht. Zeig meinethwegen die Tochter des verrückten Hellmers — nur Färbung, Prägung!"

"Pardon, lieber Freund," fällt Borodowsky ein, "die Fürstin —"

Hellmers legt sich gegen seinen Stuhl, dessen bewegliche Lehne sich hinter ihm hin und her schiebt.

"Lieber Fürst, grande dame mag sie sein, wenn Sie sie einmal auf einem der Schlösser Ihres alten Geschlechts — gewiß, ich kaufe sie Ihnen wieder — haben. Hier unterwegs langweilt mich das. Madame Selmine, Sie verstehen gewiß von Herzen zu lachen?"

"Aber — flücht Deutsch," meint die Kreolin und zeigt tadellose weiße Zähne zwischen den rotgefärbten Lippen. Und ihre Tochter sieht mit einem kokett bewundernden Blick den Kapitän an.

"Lustig, lustig," spricht Madame Selmine dann mit allerliebster Drolligkeit, "auch ein Wort, das ich behalten habe," seht sie auf Englisch hinzu, welches sie geläufig, aber mit starkem französischem Accent spricht. Es ist ein Apell an Mr. Crohly, dem dieser indes nicht nachgibt. Er beschäftigt sich mit seinem Koffbeef und trinkt Eiswasser dazu.

Die junge Frau ist blaß geworden, sie erwidert nichts auf die Bemerkungen ihres Vaters. Broesen wendet sich nach einer Weile zu ihr.

"Gefällt Ihnen die Imperatrix, Durchlaucht?"

"Ich liebe das Meer — so über alles!"

"Ah, da ist Ihnen das Wo und Wie gleichgültig?"

"Ehrlich — ja! Ein mehr oder minder luxuriöses Schiff hat mit meiner Liebe ja nichts zu thun."

"Dem Kommandanten eines Fahrzeugs schmeicheln Sie damit nicht."

"O — verzeihen Sie!" sagt sie leise.

"Was? Daß Sie ehrlich sind? Das habe ich gern, denn es ist selten."

"Ach!" nichts weiter.

Er sieht auf ihre wunderschönen, schlanken weißen Hände; ein wenig nervös zieht die Spitze ihres rechten Zeigefingers Kreise auf dem Damasttuch. Unweit davon liegt seine braune, breite Seemannstasche. Die schmale kleine Hand mühte ganz darin verschwinden; seltsam, er hat plötzlich den Wunsch, seine Hand der ihren zu nähern. Nur den schlichten Goldreiß trägt sie, der sie als verheiratet dokumentiert.

Madame Eglantine Selmine erzählt eben dem deutschen Baron, daß sie eine Witwe ist.

"Seit drei Jahren. O, wie das betrübt ist und wie glücklich ich war! Nicht so, Rosette, sehr glücklich. Meine Tochter heißt Rosette Josephine — o, ich liebe das Familienleben über alles. Und es ist traurig, allein zu stehen mit seinem Kinde — farr, farr, Herr Baron."

Sie wischt mit dem Spitzentuch über ihre Augen und seufzt lang und schwer. "Sehen Sie, dann habe ich traurige Stunden."

Der Professor Pierre-Pierre ist gerührt, er verdreht seine Augen, daß man nur das Weiße darin sieht. "Madame, Madame!" und endlich: "Sie müssen ein neues Glück finden, Sie werden es, Sie verdienen es!"

Fürst Borodowsky sucht immer wieder Gina zu unterhalten, ohne mehr als ein "Ja" und "Nein" an Anteilnahme zu erzielen. Er spricht von Paris und Petersburg, London und dem Kaukasus und von seinen Ahnen; er hat eine stolze Verwandtschaft, die bis zum König Johann Kasimir von Polen hinaufreicht.

Da beugt sich der Kapitän wieder zu der Fürstin hin. "Ich habe Sie vorhin auf Deck beobachtet; Sie geben sich sicher, das macht sich gleich bemerkbar."

Sie sieht ihn flüchtig an. Was bei andern Männern ein Kompliment bedeuten könnte, kommt hier so einfach, natürlich zur Äußerung: Du interessierst mich, ich sage es gleich.

"Seit fünf Jahren nimmt mich mein Vater stets mit auf seinen großen Fahrten. Die erste Reise ging gleich nach Japan."

Broesen hebt seine Hand.

"Die hat hart gearbeitet, sie trägt Schwielen und Furchen für immer, aber sie hat mich auch befreit. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen, Durchlaucht."

Da trifft ihn ein voller Blick aus ihren braunen, schwermütigen Augen. "Goethe sagt: 'Das freie Meer befreit den Geist.'"

Drüben nimmt Baron Hellmers das Gespräch wieder auf, nachdem er den "Camenbert" gelobt und den "Roquefort" getadelt hat.

"Familienleben? Ich brauche es auch. Ich bin ein Fanatiker. Ich muß immer jemand um mich haben — ich bedarf der Frauennatur zur Ergänzung der meinigen. Der sanften Ansmiegung oder des Widerspruchs. Ja, ja!"

"Ein wenig paradox, aber sehr psychologisch," ruft der Fürst. "Sie sind einer der wenigen Menschen, die ich noch bewundern kann."

"Und ich brauche Bewunderung," Hellmers zwinkert mit den Augen. "Das haben meine Frauen nicht verstanden. Ich war dreimal verheiratet, bin augenblicklich in Scheidung begriffen. Es ist das nicht



Ausbringen eines mit Kriegskonterbande beladenen Dampfers durch ein Torpedoboot. Originalzeichnung von Willy Stöwer.



Eisbären im Kampf um einen Grindwal. Originalzeichnung von Friedrich Specht.

Treulosigkeit, auch nicht Veränderungssucht, es ist das einfach das Suchen nach der Rechten. Mein Himmel, man irrt sich, irrt sich wieder. Hat doch das Recht sich zu entäußern und weiter zu suchen."

"Unbestritten!"

Stanislaus Borodowski nickt, es ist etwas Unansehnliches in seiner Haltung.

"Mais —" wirft Madame Selmine ein. "Die Kirche! Sie wissen, wir sind fesseln — da unten —"

Baron Hellmers beachtet den Einwurf nicht.

"Meine erste Frau, die Mutter von Gina, war eine bedeutende Sängerin. Ich hatte mich in ihre Kunst verliebt. Dann, als wir uns geheiratet hatten, sahen wir, daß wir nicht füreinander paßten. Was einfacher, als daß wir uns trennten? Sie hatte Künstlerlaunen, sie war so nervös. Zum Beispiel wollte sie absolut nicht leiden, daß ich über das Bettchen der Kleinen hin nach Glasliegen schloß, was damals ein Sport war, den ich liebte. Ich bitte Sie, in dem alten Ahnensaal eines westfälischen Schlosses, das wir bewohnten. Ein Vater wird doch sein Kind nicht erschießen. Die Möglichkeit werden Sie gar nicht annehmen..."

"Mais —" Madame Selmine hat ein etwas unsicheres Lächeln, Rosette aber hält sich die Augen zu und läßt ein deutliches „horreur“ vernehmen, wofür sie den spizen Absatz des mütterlichen Schuhs auf ihrem Spann fählt.

"Na, gehst du zur Rechten, so geh' ich zur Linken, heißt es in der Bibel. Wir haben uns nicht wieder, denn wozu Szenen? Vor fünf Jahren erst habe ich meine Tochter kennen gelernt — well, und dann mein väterliches Recht geltend gemacht und sie mit auf Reisen genommen. Was eine rührende Tatsache ist, muß ich anerkennen: Meine erste Frau liebt mich noch heute; wir konnten nicht zusammen leben, das ist alles, sonst —" er seufzt. „ja sehen Sie, sonst —.“ Dann fährt er über seine Augen.

"Ich hatte es inzwischen mit einer richtigen Prinzessin versucht; die Heirat brachte mich in Verwandtschaft mit allen Fürstenthümern Deutschlands, aber trop de Princesse! Ich bestieg damals alle Berggipfel des In- und Auslandes und wollte natürlich meine Frau als Gefährtin haben. Sie streifte, sie war zu bequem. Dann ist sie wieder in ihre kleinen Hofverhältnisse an den Bezugsstellen alter Lanten zurückgekehrt mit einer hohen jährlichen Apanage aus meiner Kasse. Hahaha! Da fählt sie sich ganz mollig und ich könnte sie malen, wie sie an dem Spieltisch sitzt, den kleinen Tisch, so heißt ihr dicker Hund, neben sich, ihre dicke Tante und die rundliche Hofdame, Fräulein von Rasch-Raschendorf flankieren, und über ihr, die natürlich auch sehr rund ist — es liegt in der Familie — das Bild ihrer Großmutter in einer Art roten Hausuniform, als Amazone. Fürstliche Häuser vor hundert Jahren hatten ihre Uniformen — ja, ja —. Well! Ein ander Bild. Die Geheimratsdame, von welcher mich jetzt das Gesetz frei machen soll in Berlin, im Tiergartenviertel groß geworden, scheint absolut das Wasser und behauptete, keine Seereise machen zu können. — Bleib im Lande, Kind! Sie sehen, ich habe die Rechte nicht gefunden. Und doch müßte es eine geben — verlang' ich so viel?"

Die Kreolin wirft ihm einen Blick zu, in dem es funkt und spricht.

"O, Sie müssen eine finden, die noch mehr den Teufel im Leibe hat als Sie, cher baron!"

Man lacht, nur Broesen und Regina bleiben ernst. Voll Mitleid ruht sein Blick auf dem blassen Gesicht der schönen jungen Frau. Was muß sie leiden, was muß sie gelitten haben, um so unbeweglich dabei zu sitzen, wie sie es gelernt, als ginge das alles sie nichts an, als wäre es eine Erzählung über Dritte.

Dann steht man auf, verbeugt sich und verläßt die Plätze.

Doktor Wander lehnt am Fuß der Treppe, die dem Speisesaal gegenüber hinaus auf das Promenaden-deck führt. Das weiße Kleid streift ihn im Vorübergehen, aber die Trägerin desselben beachtet ihn nicht; die dunkeln Augen von Rosette Selmine lachen ihn an.

Die Reisenden auf der Imperatrix haben das Nebelhorn gehört, und die Schotten sind heruntergegangen während der Fahrt auf den Kanal zu. Der dicke, leicht Gefährte bringende Nebel ist wieder gewichen, die Kreideseilen von Dover haben herübergeleuchtet und die grünen Matten der Insel Wight. Fischerbote und Passagierdampfer sind dem großen Schiff begegnet. Der Kapitän ist in dieser Zeit weder zum Frühstück noch zum Mittagessen erschienen; Pflicht und Sorgsamkeit hielten ihn auf der Brücke. Jetzt sind die Schiffs passiert, nun geht es in den Ocean, direkt New York zu.

Kapitän Broesen hat die Bemerkung gemacht, daß die Fürstin Borodowski von nichts angefochten scheint, sie ist eine der Ersten früh morgens auf Deck, sie läßt sich

vom Wind umtosen, der ihr Gesicht frisch rötet, und achtet der Feuchtigkeit nicht. Sie steht stundenlang und blickt hinab auf die Wellen, möglichst entfernt von den Plätzen, wo sich Gruppen ansammeln. Nie in Reih und Glied der Deckstühle, immer in Bewegung. So oft als möglich sucht sich der Fürst zu ihr zu gesellen, dann giebt sie allemal ihren Platz auf oder macht ihn aufmerksam, wo es geschickter ist.

Sie ist tapfer und seefest, und das Schiffsleben scheint sie zu interessieren. Mit den Schiffsjungen und Matrosen spricht sie, der Gesellschaft geht sie aus dem Wege. Ein-, zweimal hat er einen Blick aus ihren braunen, ernsten Augen aufgefangen und sie gegrüßt. Sie hat ihr biegsames Köpfchen dankend geneigt. Jetzt, wo er wieder heruntersteht, hebt sie es nicht; auf die Bordwand gestützt, blickt sie auf die rauschende, ewig bewegliche Wassermenge.

Nicht weit von ihr steht der hübsche Schiffsarzt; er hat zu seinem Verdruss trotz allerhand Manövern noch keine Gelegenheit gefunden, ihre Bekanntschaft zu machen. Und immer ist er auf der Baur, so wenig eingedenk seiner sonstigen gesellschaftlichen Pflichten, daß ein paar amerikanische Damen ihn schon für „beinahe uninteressant“ erklärt haben — bloß „daß er so gut aussieht“.

Was hat Doktor Wander in dieser Spanne Zeit der Fahrt nicht schon alles für Ereignisse herbeigewünscht, die eine Anknüpfung ermöglichen möchten. Nicht einmal ist ihr das Taschentuch entglitten, kein Buch, das sie liegen ließ, kein Schleier wurde ihr vom Winde entführt, und die Seefrankheit scheint absolut nicht auf ihrem Programm zu stehen. Der gelenkige Decksteward Adolfs geht vorbei, ein Tablett mit heißer Bouillon balancierend, wenn der jetzt wenigstens zu ihren Füßen ausglitte und er könnte hilfreich herbeispringen. Aber — auf Adolfs ist kein Verlaß. Er präsentiert, sie dankt, und er gleitet weiter. Das selbe führt Karl mit dem Sandwichsteller aus. „Zum Verzweifeln!“ brummt der hübsche Doktor. Da wendet sie sich plötzlich, sieht ihn an, macht ein paar Schritte auf ihn zu:

„Herr Doktor!“

Er grüßt, ganz heiß huscht es über sein Gesicht. So hat er nicht gefühlt seit der Gymnastikzeit, wenn ihm die kleine Klara mit den langen, blonden Zöpfen begegnete.

„Guter Durchlaucht — zu Diensten!“

Sie sieht ihn freundlich an. „Glücklicherweise bin ich seefest — aber — ich fürchte fast, es ist unbescheiden. Ich möchte Sie fragen —“

Er ist ganz Eifer und tritt ein wenig näher.

„Bitte, Durchlaucht, bitte!“

„Meine Stewardess, Frau Heiter, hat mir erzählt — ich interessiere mich für das Schiffsleben —“

Eine Verbeugung.

„Natürlich auf mein Fragen — ich weiß, daß man sonst nicht spricht — daß wir einen Todesfall an Bord hatten.“

„Oh. Ja — im Zwischendeck. Einen Säugling von fünf Wochen. Allgemeine Entkräftung. Dem Kinde, Durchlaucht ist wohl da unten.“

„Schon —“

„In dieser Nacht.“

Sie macht eine nickende Bewegung.

„In dem großen, großen Bette, wo ihm ein ewiges Schlummerlied gesungen wird.“ Dann, leicht die Hand hehend: „Aber — die arme, arme Mutter.“

„Ja, das sollte man so denken. Aber, Durchlaucht kennen wohl die Leute — ich meine das Volk — kaum. Sie nehmen das nicht so schwer. In diesem Fall ist es für die auswandernden Eltern, welche noch drei Kinder mit sich führen, geradezu eine Erleichterung.“

„Das arme Würmchen.“

„Ja — ja!“

Der mittelmäßige Zug kleidet sie ganz reizend, und wie weich der Mund ist, hinter dessen roten Lippen die weißen Zähne ausblitzen. Und wie entzückend von ihr, daß sie ihn angerebet. Sein Gesicht ist strahlend, wie wenn es sich um eine Flirtationkonversation handelt. Wenn er nicht eifersüchtig wäre, keinen Blick von ihr zu verlieren, möchte er schon herumschauen, ob man's sieht, daß er mit der schönsten Dame an Bord spricht — auch, ob „der Alte“, der jetzt auf der Brücke auf und nieder geht, es gewahrt.

„Die Mutter ist sehr unglücklich gewesen, sagte die Heiter. Man konnte sie gar nicht beruhigen, der Gedanke, daß ihr Kind ein Grab im Meer finden sollte — und die andern klagten mit ihr —“

„Das ist immer so. Unfereins muß starke Nerven haben — bekommt sie, Durchlaucht. Und dann — fand ich vorhin die Mutter auch schon getröstet. Bereits heute früh erhielt sie durch Vermittlung der Stewardess von einer Dame eine reiche Gabe. Von Ihnen, Durchlaucht, vermute ich jetzt.“

„Reiche Gabe“, Regina zuckt die Achseln. „Ziehen Sie die Tatsache von Ihrer Bemerkung ab, daß ich die Tochter eines kleinen Krösus bin —“

„Nun, Durchlaucht, das stimmt nicht immer!“

„Ach, Herr Doktor, aber Ihre Pillen! Gottchen, nein —“

„Was denn?“ Er sieht erst ganz verständnislos in das blasser Gesicht der Königsbergerin. Sie scheint heute nur in ihren Gewändern zu hängen, dem blauen schweren Tuchkleide, dem großen Pelzmantel, dem unkleidsamen Hute, an dem der Wind zerzt, während sich einzelne Strähnen des dünnen, graublonden Haars befreit haben und ebenfalls auf und nieder geweht werden.

„Ja, so, gnädige Frau —“

„Verzeihen Sie, aber sie haben gar nicht geholfen — mein Mann, ich, der Professor und auch Doktor Pindler — wir alle —“

„Bedaure ganz unendlich, Verehrteste. Vielleicht haben Sie nicht genug Willenskraft — entwickelt. Die gehört mit zu dem Medikament.“

„O Gottchen!“ Sie schüttelt traurig den Kopf.

„Mein Mann war ja viel früher unterlegen als ich — und er ist doch willensstark. Und denken Sie, in seinem elenden Zustand hat er nicht die mindeste Teilnahme für mich gehabt — und ist doch sonst so aufmerksam.“

„Verehrte Frau, das See-Clend bringt allerhand zu Tage — manche Ueberraschung.“

Das weiße Kleid schimmert schon da drüben. Wenn man ihn hier nicht abgefangen, so hätte er sich ihr anschließen können. Frau Theisen winkt ihren Gatten heran. „Mannchen, ich klage eben über dich. Weißt du, Mannchen, was du der Stewardess gesagt hast, als ich sie zu dir schickte mit der Nachricht, daß ich sehr elend sei? Es ist furchtbar, Mannchen, aber du hast gesagt, sie sollte sich zum Teufel scheren — beinetwegen möchten alle, alle krank sein. Armes Mannchen, es muß dir schlecht gegangen sein!“

Diese Erörterung benutzt Doktor Wander, um der Gruppe zu entfliehen. Er ist aber noch nicht drei Schritte entfernt, da klingt aus einem Deckstuhl eine sanfte Stimme: „Oher docteur!“ Madame Selmine, vom Haupt bis zu den Füßen muniengleich in einen Plaid gehüllt, richtet die schönen Augen auf ihn.

„Ich habe die Ehre!“

„Wollen Sie nicht einmal meinen Puls fühlen? Den Arzt, mit dem wir hinübergingen nach Europa, interessierte immer der Puls. Er maß ihn und machte Aufzeichnungen.“

Sie gräbt die Hand unter der Decke hervor.

„Wissen Sie, die Mattigkeit ist unangenehm. Nur das!“ Er hält das feine Handgelenk umspannt.

„Nicht wahr, matt?“

„Matt“, spricht er nach, „jawohl! Aber, diese holbe Hilfslosigkeit steht Ihnen gut, Madame!“

„O, Sie machen Komplimente — ich weiß, aber ich liebe diese Politesse.“

Selbst die feuerrote Decke mit den gelben Palmen ist kleidsam zu dem Teint und der Haarfarbe gewählt. An dieser Frau ist nichts unabsichtlich, und wenn er nicht in Eile wäre und mit all seinen Gedanken bei einer ganz andern, so würde ihn interessieren, zu erfahren, was sie von ihm wissen will. Mit einem simplen Schiffsarzt flirtet eine Madame Selmine nicht.

„Und Rosette?“ Sie deutet auf die nächstliegende umhüllte Gestalt. Auch zwei brennende große Augen, eine gelbe leuchtende Decke, ein schwarzer Kopf und eine kleine Hand.

„Ebenfalls matt, sehr matt!“ sagt er. „Die Damen müssen sich ruhen, das ist das Beste!“

„Aber, das thun wir ja doch. Nur wissen Sie, die interessante Tischgesellschaft entbehren —“

„O, was das anbelangt, so kann ich Sie beruhigen, Madame Selmine! Gestern haben nur Herr von Hellmers und seine Tochter tête-à-tête diniert.“

„Wirklich! Mr. Großly?“

„Unschätzbar!“

„Monsieur Pierre-Pierre?“

„Ebenso!“

„Hörst du, Rosette?“

„O, quant-à-moi!“ ist die Antwort in einem etwas unwilligen Ton.

„Aber — man wird doch wenigstens nicht kontrolliert. Sagen Sie, cher docteur, diese robuste deutsche Dame — wenig sympathisch. Was gebraucht sie denn gegen die sea sickness?“

„Ich glaube, sie hat allerdings ein Vorbeugemittel!“ antwortet er langsam.

„O —“ fast hätte sich die Kreolin aufgerichtet. „Aber bitte, bester Doktor, bitte, nennen Sie es auch mir!“

„Eine gute Gesundheit und eine ungewöhnliche Willenskraft!“

„Ah — bah —“

Mademoiselle Rosette wirft das Kissen mit einer Kopfbewegung hinunter, natürlich kann er nicht anders, als es wieder unter ihr schwarzes, krauses Haupt schieben. Sie dankt ihm mit einem Blick und einem Lächeln. Dann schwacht Madame Selmine: „Der Baron scharmant, ein guter Causeur. Ich liebe das!“ Das

kommt in ihrem heimatlichen Idiom und dann wieder ein Versuch in der Muttersprache des Arztes: „Diese deutsche Frau — o nein! Ich habe noch kein Wort mit sie gesprochen. Sie langweilt mich — wie sagt man — eine fade Person!“ und ohne jeden Uebergang kommt die Frage nach: „Ist er wirklich so reich, dieser Baron Hellmers?“

Da ist's heraus, Information soll er geben. Sie will möglichst sicher sein, ob das Angriffsobjekt der Nähe lohnt — noch weiß er freilich nicht, ob sie oder ihre schöne Tochter die Attacke aufnehmen wird. Das kann ihm ja auch ganz gleichgültig sein, er bleibt Zuschauer, wenn er überhaupt dazu Zeit behält, seinen eignen Gedanken gegenüber. Langsam und gewichtig sagt er jetzt nur das eine Wort: „Immens!“

Aus den Falten der gelben Decke lacht es wieder verstoßen.

„Man kann ihm nicht böse sein, Doktor. Er hat solch eine amüsante Art. Und solch ein internationales Wesen. Wirklich!“ — „Und Mr. Großly?“ fragt Fräulein Rosette und hebt das Köpfchen ein ganz klein wenig.

„Sie meinen?“

„Was man von ihm sagen kann?“

„Daß er auch immens reich ist. Ein prominenter Mann. Sie wissen!“

„Oh, yes!“

Da spricht die Mutter wieder: „Aber, der Prinz Borodowsky?“

„Hat seine Fürstenthrone ja bereits vergeben und ist mit Casimir von Polen verwandt und kann Ihnen von einem schwedisch-polnischen Kriege erzählen.“

„Wissen Sie, daß die deutsche Frau ihren Mann nicht liebt?“

„Meinen Sie?“

„Aber ich bitte — der Baron sagt, sie sind noch im lune de miel! Ich bitte — sieht das so aus? Er liebt sie auch nicht — es ist eine Geldheirat. Sie wollte Prinzessin sein und er seine Güter wieder haben. Kalkulation, was? O Doktor, ich kenne die Welt. Ich kenne sie nur zu genau — sie ist sehr, wie sagt man? sehr wunderbar!“

Und Mutter und Tochter lachen gleichzeitig, er ärgert sich und geht.

Als er um die Offizierskabinen biegen will, trifft er auf den Mulatten.

Er trägt einen flatternden Mantel, den er eng um sich zu ziehen bemüht ist; ein reines Kämpfen ist's, bald schlägt ihm der Kragen ins Gesicht, bald wird er in die Hüfte gehoben.

„Oh, docteur! Sagen Sie mir —“

„Gehn Sie hinein, mit diesem Kleidungsstück werden Sie immer mit dem Winde im Kampf liegen!“

„O, das nicht, das nicht —“ unter dem Kragen wird eine blutrote Krawatte sichtbar. „Sagen Sie mir — diese Fürstin Regina! Ist sie nicht schön. Klug? o, sagen Sie, ich bete sie an!“

In dem dunkeln Gesicht zuckt es, hinter den wulstigen Lippen blühen die gesunden Zähne.

„Auch du, mein Sohn!“ murmelt Philipp Wander. Das bleibt dem andern unverständlich. Er rollt seine großen Augen.

„Nicht wahr, das ist schrecklich, ist hoffnungslos, ist kindisch. Aber, es giebt Wunder! Die Herzen haben überall die gleiche Farbe.“

„Om! ja! das wohl allerdings!“

„Mein Vaterland ist schön — Haiti — San Domingo. Ich kann Präsident werden, bei uns giebt es so viele Revolutionen. O, ich habe Ehrgeiz. Und was würde ich für diese Frau nicht alles thun! Bei dem Allmächtigen! Denn sie ist unglücklich mit diesem Polen!“ Und ein Zittern geht über ihn hin und die Thränen treten ihm in die Augen. Es ist etwas Unmittelbares, Kindliches in ihm. Dem gutmütigen Doktor fehlt das Verständnis für diese Naturlaute nicht. „Monsieur Pierre-Pierre“ sagt er, „ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen. Derartige Naturen, wie die Frau Fürstin, acclimatieren sich aber dort unten nicht, wirklich nicht.“

Der Mulatte läßt die Arme sinken. „O, ich weiß, was Sie sagen wollen, ganz genau — ich weiß! All right! aber — es kann Wunder geben.“

„Om!“ Philipp Wander sieht dem Sohn des heißen Landes und dem Sprößling der fremden Rasse nach. — Also, sie thut's allen an, ganz ohne Unterschied der Farbe — ja, Herzen sind Herzen.

Und drüben sagt die Kreolin zu ihrer Tochter: „Es wird schon wahr sein — beide sind immens reich!“

„In Paris hatte man das auch gesagt von diesem Baron Lorton!“

„Kind, Paris! Der war ein Hochstapler — freilich. Aber wir haben es hier mit einem Deutschen und einem Amerikaner zu thun!“

„Ja, ja!“

Man wartet, bis ein paar Spaziergänger außer Hörweite sind.

„Und es wird Zeit! Gerade zur Heimfahrt reicht's noch — du weißt ja. Und dann —“

Rosette bäumt sich unter der Hülle.

„Die Langweiligkeit — Palmen, schwarze Menschen, ein paar Offiziere, die einem beim Konzert Schmeicheleien sagen und das Vergnügen der Promenade unter dem Standbild Josephinens — oh, mon dieu!“

Auch Madame Selmine seufzt.

„Jetzt kommt die letzte Chance!“

Wieder eine Pause, dann richtet sie sich ein wenig auf, um in das Gesicht ihres hübschen Töchterchens zu blicken.

„Schließen wir ein Kompromiß!“ sagt sie.

Und die Antwort ist sehr schnell da: „Du den Deutschen — ich wohne lieber in Amerika!“

„Ma charmante Rosettine!“ Und noch eine Pause, minutenlang. Dann erklingt es mit sorgenvollem Ton: „Wenn aber — auch das fehlschlägt?“

„Sagte ich nicht schon? Palmen, Schwarze und die Kaiserin auf dem Sockel mit der Rose in der Hand.“

„O mein Kind!“ Dann verfallen sie beide wieder in ein Hinträumen, wie sie es daheim im Schaukelstuhl lieben.

Die Fahrt der Imperatrix ist eine ruhige und glückliche gewesen.

Man hat sich gefunden und konnte sich bequemlich aus dem Wege gehen. Man hat Distanzwanderung auf Deck gehabt, Schiffsspiele gemacht, gewettet, Poker und Stat im Rauchzimmer gespielt und im Salon musiziert, wobei des Doktors schöner Bariton bewundert wurde, und deutsche und amerikanische junge Damen konnten ihr Repertoire abspielen und abspielen und tanzen. Es ist sogar ein einträgliches Konzert für die Mannschaft veranstaltet, und die guten Lunchs und Dinners haben allseitige Anerkennung gefunden.

So kommt New York nahe.

Die Amerikaner veräumen nie den Blick auf Sandy Hook und auf das erste Vootsenboot; in der Ferne tauchen hügelige Erhebungen auf; Long Island, Conny Island, Staten Island, und dann legt der Quarantänedampfer an. Die Zollbeamten kommen aufs Schiff, und feierlich, in Reih und Glied an einander gereiht, rücken die Passagiere in die Nähe der ernst schauenden Männer, um ihre Erklärungen abzugeben, die an Eidesstatt gelten. In diesem Augenblick ist jeder nur eine Nummer, die eleganteste Lady und der hervorragende Mann.

Der selbstbewußte amerikanische Stolz bricht aus und die hastige Neugier der Reisenden — die Ufer mit freundlichen Landhäusern grünen näher und näher — die New York-Bai wird erreicht, und man sucht nach der Statue der Freiheit, die auf der Insel Wacht hält, und ist erstaunt, ihre Dimensionen aus der Ferne so viel geringer zu finden, als man gedacht, und den Hafen mit seinem Leben, den gleitenden, aus- und einfahrenden Schiffen weit mächtiger, und die himmelhohen Häuser tauchen auf, unendliche Wassermassen davor, die schönste Brückenspannung der Welt, die von Brooklyn, zeichnet sich gegen den Horizont ab — „die Neue Welt“ ist da, wirklich ein unerwartetes Bild von Wucht und Größe bietend. Und langsam, majestätisch windet sich die „Imperatrix“ durch das alles dem Pier von Hoboken zu, dessen Customhouse voll besetzte Fenster zeigt — Erwartende, Winkende, Grüßende.

Baron Hellmers schlendert zwischen den Gruppen hin und her, gemächlich, wie etwa am Spreetanal in Berlin, den Hudson sah er bereits oft genug, die „Volkenträger“ auch.

„Sehen Sie, ob ich über die Alsterbrücke gehe, über die in Brooklyn oder am Ganges fliehe,“ sagt er eben dem Professor Auerhorn, „es ist egal — ich sehne mich um einen Ort nach dem andern, mit dem ich ihn vergleiche!“

„Aber, erlauben Sie, Herr Baron, welchen Genuß haben Sie dann?“

„Der besteht doch im Wechsel!“

Die Post ist zum letztenmal verteilt. Regina hält einen Brief von ihrer Mutter zwischen den Fingern. Diesmal keine Klagen, keine Bitten, sondern jubelnde Ausrufe.

Sie haben es ja erreicht, alle beide, was sie gewollt. Der eine, daß sein momentaner, ehrgeiziger Wunsch erfüllt ist, die andre, daß sie sich um einen Schritt näher zu ihrem Ziele gekommen glaubt, indem sie sagen kann: Meine Bitten und Beschwörungen haben das ihrige gethan, gefügig zu machen. Sie versteht die Frau nicht, die ein glänzendes Künstlerlos aufgab um des Mannes willen, den man damals schon den „tollen Hellmers“ genannt, und sie hat ein Gefühl der Verachtung für die Demut, mit der sie nach Jahrzehnten sich seinem Willen aus der Ferne unterwirft, mit der sie ihn zurückzuerobert sucht in ihren alten Tagen. „Einmal muß er zur Vernunft kommen.“

Sie schaudert, wie sie an die Ereignisse der letzten Wochen denkt; an die väterliche Forderung, dem Fürsten Borodowsky die Hand zu reichen, und die Scenen mit der Mutter, die sie zum Nachgeben bewegen wollte.

In dem Hotelzimmer zu Köln, wo sie sich trafen,

lag die leidenschaftliche Frau vor ihr auf den Knien und drohte mit Selbstmord, und in Berlin hatte der Vater mit seinem chynischen Lächeln erklärt: „Ein Hellmers hält Wort. Ich habe deine Hand versprochen; von deinem Herzen habe ich nichts gesagt — vor dreißig Jahren habe ich's gethan —, du hast dich mit der Affaire so gut abgefunden, als es möglich ist.“

Und die Einflüsterungen der Mutter: „Sieh nach — er ist der Mann, dich ebenso schnell zu befreien, wenn seine Laune verslogen ist.“

Ja, da hat sie denn, wie hundert andre, sich gefügt. Sie zerreißt die Blätter und läßt den Papierregen ins Wasser fallen.

Es ist Baron von Hellmers' vornehme Gewohnheit, erst alle Reisenden von Bord zu lassen, ehe er sich die Schiffstreppe oder -brücke hinab begiebt, die in ein Landungsboot, auf einen Molo führt. Er ist kein gehetzter Reisender, er ist einer, der die Kunst des Weltfahrens versteht. Der Fürst lehnt neben ihm, und so sehen sie zu, wie sich das Jekt drängt und schiebt; der Kapitän hat das Abschiednehmen in allen Sprachen zu überstehen, Dank und gute Wünsche zu quittieren.

Madame Selmine, Fräulein Rosette und Mr. Großly bilden eine Gruppe. Die Damen sind für den Aufenthalt in New York sehr zierlich gelleidet.

„Run — good bye!“ jagte der Amerikaner und streckt seine Hand aus und schüttelt die der Mutter.

Die lacht über das ganze Gesicht.

„Sie sind ja so ernsthaft, Mr. Großly?“

„Ich bin traurig, daß es nun aus ist mit der guten Unterhaltung!“

„Aber — wohin denken Sie? O, Mr. Großly, Sie sind ein Gentleman, und wir sind zwei Damen, die ganz allein in New York sein werden. Wir rechnen darauf, daß Sie uns die Honneurs machen werden!“

„Indeed?“ Langsam gleitet sein Blick zu Rosette hinüber, langsam schlägt sie die schwarzen Augen auf. „Indeed!“ sagt sie.

Er wird sehr rot.

„O, das würde mich ungemein glücklich machen, Ihnen New York zu zeigen.“

„Wirklich?“ fragt das schöne Mädchen halblaut, während Madame Selmine ihren Pelzmantel, unter dem sie rauschende Seide trägt, vor der Verührung mit einem Koffer, der vorbeigeht, zu schützen sucht.

„O, Sie wissen, ich bin kein Mann von viel Worten!“

Sie nickt, lacht, und ihm wird so heiß, daß er mit dem Tuch über sein Gesicht wischen muß.

„Wo wollen die Damen wohnen?“

„Majestic!“

„All right!“ Er winkt seinen Diener heran und giebt ihm einen Auftrag.

„Wissen Sie, wir würden auf jeden Fall nach Ihnen gesehen haben, — im Manhattan Klub!“ sagt Rosette.

„Das hätten Sie?“

„Als Ihre Freunde!“

„O, indeed!“

„Indeed!“

Mr. Großly ist es nicht ganz klar, ob und bei welcher Gelegenheit das Wort Freunde schon zwischen ihnen gebraucht ist, er versichert aber, es ehrt ihn sehr.

Nun ist die Brücke gelegt, die Lotzen betreten sie, um in das Customhouse zu eilen, dann geleitet der Amerikaner die Damen schüßend hinüber.

(Fortsetzung folgt.)

Sortent.

(Gartenbild S. 12 u. 13.)

Sieh Neapel und stirb! — sagt ein italienisches Sprichwort. Mit zauberischer Schönheit hat die Natur die Meeresbucht begnadet, in deren Mitte Neapel sich erhebt. Im Süden schließt, nach Westen vorspringend, die steile Küste, auf der Sorrent thront, den Rundblick ab — eine Symphonie von Farbe und Licht, die auf die Leinwand zu bannen dem Meister unsers Bildes vollauf gelungen ist. In Orangen- und Olivenhaine gebettet, verstreuen sich die steinernen Gebäude auf den Felsen, tief unten schäumt das Meer am Gestade, ein Pfad führt von der Höhe hinab. Im Altertum war Sorrent, wie so manche Stadt Unteritaliens, eine griechische Ansiedlung, unter römischer Herrschaft gepriesen wegen des vortrefflichen Weines. Der Neuzug ist Sorrent zuerst bekannt geworden als Geburtsort Torquato Tassos, dem die dankbare Nachwelt ein Denkmal errichtet hat. Jetzt ist Sorrent eine von Neapel aus vielbesuchte Sommerfrische. — a.

Anbringen eines mit Kriegskonterbande beladenen Dampfers durch ein Torpedoboot.

(Bild S. 4.)

Am Horizont wird ein langer, feiner Streifen sichtbar und verkündet das Nahen eines Dampfers, der seinen Kurs längs der Küste nimmt, dann aber plötzlich abdreht und seewärts verschwindet. Sein Benehmen ist verdächtig, besonders da der Krieg im Lande tobt, und die Küstenwachtstation signalisiert ihre Beobachtung sofort dem



Photogr. Aufnahme von Gebrüder Wehli in Ritzberg.

Das Lauterbrunnenthal ist eines der schönsten des an Schönheiten so reichen Verner Oberlandes, es erstreckt sich zwischen 5–700 Meter hohen Felswänden vom Fuße des Breithorns bis zu dem Engpaß zwischen Isenflüh und Hunnenflüh, durch den das Thalwasser, die weiße Lutschine, in die Thalsohle, die Zweisältschne, hinausstritt. Von dem lieblichen, am Fuße der Jungfrau gelegenen Dorf

Lauterbrunnen führt die hier im Bild gezeigte, schroff sich hebende Drahtseilbahn auf die Grätschalp, von wo aus eine elektrische Bahn die Reisenden nach Mürren bringt, dessen Alpterrasse eine wunderbare Aussicht auf die rings sich erhebende, eisstarrende Gebirgswelt bietet — eine Perle im schmuckvollen Diadem schweizerischer Aussichtspunkte.

Drahtseilbahn Lauterbrunnen-Mürren (Verner Oberland).



Bei den Hasen. Nach dem Gemälde von F. Schlesinger.

Photographie-Vergl. von Franz Hartmann in München.

Kommandanten der Torpedoboots-Flottille, die den Patrouillendienst ausübt.

Ein Torpedoboot erhält Befehl, sofort den am Horizont verschwundenen Dampfer zu verfolgen und festzuhalten. Mit tausender Fahrt stürzt das Boot davon, in weissem Gischt und Qualm verschwindend, und nach kurzer Zeit ist der Flüchtling gesichtet. Wenn er auch mit äußerster Maschinenkraft zu entkommen versucht, so ist doch sein Beginnen nutzlos, und ein blinder Schuss des schnell aufkommenden Torpedoboots befiehlt ihm, beizudrehen. Er zeigt eine neutrale Flagge, die ihn aber vor Durchsichtung nicht schützt, und als das Torpedoboot längs anlegt, entpuppt sich die Ladung des Steamers als Kriegskonterbande — Waffen und Munition für die Aufständischen. Das Schiff wird genommen und muß unter Bewachung des Torpedoboots in den Hafen einlaufen. *Willy Störmer.*

„Zum Photographieren hübsch!“

Von

Louise Schulze-Brück.

Sie war ein Engel!

Ich habe Zeit meines Lebens für Engel geschwärmt! Ich war kaum drei Rase hoch, als ich mich leidenschaftlich in einen kleinen wächsernen Christbaumengel verliebte, der, soweit ich mich jetzt erinnere, sehr rote Backen, sehr blaue Augen und sehr gelbe, auf höchst unnatürliche Art gelockte Flachs Haare hatte. Außerdem noch zwei silberglänzende Flügel, die mit roten und blauen Tupfen besät waren und hin und her zitterten, wenn der Engel an seinem Gummischwürmchen baumelte. Ich habe Nächte lang von dem Wachsengel geträumt. Später fand ich das natürlich sehr kindisch. Aber ich glaube, meine himmelhohe Tertianerschwürmerlei für Nenni fing damit an, daß ich mich bei ihrem Anblick immer an den Wachsengel erinnerte. Flügel hatte Nenni natürlich nicht, dafür aber zwei lange Zöpfe, an denen blaue oder rote Schleifen baumelten, aber sonst war sie ihm sehr ähnlich. Sie hatte auch sentimentale Regungen. Sie schien sich über einen gefühlvollen Vers auf einem Schokoladenherz, das ich ihr mit Aufwand meines ganzen Taschengeldes erstand, fast ebenso sehr zu freuen wie über das Herz selber. — Freilich nicht lange, erst knabberte sie immer um den Vers herum die Schokolade ab, aber als alles weggeknabbert war, war auch die Sentimentalität weg, sie riß kurz entschlossen das Papier ab und aß gefühllos die drunter befindliche Schokolade auch noch, indem sie entschuldigend erklärte, „sie könnte es auswendig“.

Ja die Weiber! Und vor allem die Sentimentalen. Das sage ich heute! Man hat im Laufe der Jahre so seine Erfahrungen gemacht! Immer eine nach der andern. Hier eine, da eine! Die Illusionen fallen ab wie Blätter vom Herbstbaum, und fahl steht man zuletzt, ein entlaubter Stamm, ein desillusionierter Mummelgreis!

Und doch! Immer wieder paden einen die alten dummen Jungenideen! Immer wieder träumt man von blonden, blauäugigen, süßen, schwärmerischen Geschöpfen, die in Mondnächten mit seligen Augen in das Weite schauen und mit weißen Fingern Vergißmeinnichtkränze winden.

Elsie war solch ein Geschöpf! Ich fand sie in einem kleinen, aber sehr hübschen Badeort irgendwo im Gebirge. Sie war mit ihrer Mutter da, deren angegriffene Nerven sich erholen sollten. Ach, sie war eine Blume! Sie sah am frühen Morgen sinnend an dem romantischen Wasserfall, der über zwei Steine und drei Balken hüpfte, und schaute abends mit träumerischen Augen in die untergehende Sonne. Ganz besonders aber in den Mond, wenn er da war.

Sie pflückte ganze Bündel von Grünem und Blumen und ordnete sie mit ihren weißen Händen zu großen Sträußen. — Und wenn sie ein „Blümlein blau“ fand, dann steckte sie mir's ins Knopfloch. Und dann sahen ihre blauen Augen, blauer als das blaueste Blümlein, mich so eigen an, so fragend, so tief auf den Grund meines Herzens tauchend, und ihre Fingerringen brauchten so lange, bis das Blaublümlein fest steckte, und sie lächelte mit ihren roten Lippen, daß man die weißen Zähne sah, und ich verlor ganz und gar meinen Kopf und wurde jede Stunde und Minute verliebter, und sagte mir's immer und immer wieder, daß die und keine andre es sein müsse!

Selbstverständlich photographierte ich sie auch! Nie gab es ein entzückenderes Objekt für meinen Kodak. Etwa fünfzig Films wurden mit lauter Bildern Elsie's gefüllt. Elsie am Wasserfall, Elsie auf der Brücke, Elsie im Park und vor dem Kurhaus, Elsie in Waldeinsamkeit, Elsie auf einer Moosbank und am Bachesrand, Elsie auf dem Balkon, am Frühstückstisch, beim Blumenbinden und unter dem Pflaumenbaum!

Elsie war wirklich zum Photographiertwerden geboren. Sie fand instinktiv die vorteilhafteste Stellung, das beste Licht; sie ordnete mit einer einzigen Handbewegung

ihre Kleider, so daß sie malerisch fielen, sie lag hingegossen auf der Moosbank, träumte in der Waldeinsamkeit, wandelte am Bachesrand und sann unterm Pflaumenbaum! Sie machte das wie das allergeübteste Modell! Natürlich nur instinktiv, ohne jede Spur von Berechnung oder Koterie, Elsie und Berechnung! Elsie und Koterie! Unausdenkbar!

In stillen, weihewollen Stunden tauschten wir unsere Bekenntnisse. Ihre kleinen Erlebnisse waren bald erzählt. Sie hatte noch nie geliebt! Nein, noch niemals! Aus halben Andeutungen, aus harmlosen Bemerkungen konnte ich freilich entnehmen, daß sie schon manches Männerherz entzündet hatte. Wie wäre das auch anders möglich gewesen! Ich merkte es ja gut genug an mir selber. Aber sie hatte die süße Pein der Liebe noch niemals gefühlt. Sie hatte ein Ideal! Ein hohes Ideal! Und unter all den Männern, die sie kennen gelernt hatte, war keiner, der auch nur annähernd diesem Ideal entsprochen hätte! Keiner! Ach, lange hatte sie wirklich geglaubt, ihr Lebenspfad werde einsam sein. Aber jetzt! Aber heute! O, es kam ihr wie eine süße Ahnung, daß es doch noch Männer gäbe, die diesem Ideal entsprächen!

Das hauchte sie hin, deutete es ganz zart an! Raum mit Worten! Sie machte das entzückend. Und ich war selig. Ich wuchs in meinen eignen Augen riesengroß. Ich war mir freilich im tiefsten Herzensgrunde gut genug bewußt, daß die Hölle sich täuschte, daß auch ich nicht das Ideal war, das sie träumte! Aber ich konnte es ja werden. Ich konnte gut werden, ein Held, ein Mann! Ich konnte mich ihrem idealen Flug anpassen, sie konnte mich mit sich reißen, ich wollte ihr folgen, wohin es auch sei.

Was mich abhielt, ihr die geheimsten und glühendsten Wünsche meines Herzens zu offenbaren? Ja, das weiß ich selbst nicht recht. War vielleicht in meinem Herzen noch ein Rest von Junggefelleneigensinn, bangte ich mich heimlich, meine goldene Freiheit aufzugeben, erwog ich irdische Vorteile? Ich glaube nicht! Ich war ja wahnsinnig verliebt. Ich konnte höchstens fürchten, sie würde mich doch ihrer nicht für würdig genug halten!

Mittlerweile gingen mir meine Films aus, und auch die Entwickler waren alle geworden.

Das war sehr dumm! Denn wenn ich nicht mindestens zwei bis drei tägliche Aufnahmen von Elsie gemacht hatte, war ich nicht zufrieden. Sie übrigens auch nicht. Sie ließ sich gern photographieren. Wie ein Kind war sie darin. Sie sagte auch immer, sie gestatte es nur mir. Niemals würde sie einem andern männlichen Wesen erlauben, sie zu stecken! Nein, nie! Sie hatte Grundsätze! Strenge Grundsätze. Ich fand das entzückend von ihr! Ehrlich gesagt, es wäre mir auch nicht sehr angenehm gewesen, zu wissen, daß Elsie schon mit einem andern Mann in solch einem photographischen Verhältnis gestanden hatte. — Man weiß ja, wie die Männer sind. Ich, ich war freilich zartfühlend und diskret und nützte meinen Vorteil nicht aus, um ihrer guten Meinung nicht vorläufig zu gehen. Aber andre Männer sind nicht so! Leider nicht! Und darum war mir's lieb, daß Elsie noch gänzlich unphotographiert war.

Nach der Stadt mußte ich unbedingt fahren, um meine Films entwickeln zu lassen. Die Dunkelkammerverhältnisse im Hotel waren sehr unbequem. Die Dunkelkammer diente gewöhnlich als Besen- und Bürstenkammer. Wenn man beim besten Entwickeln war, dann donnerten die Häute irgend eines dienstbaren Geistes an die Thür, und eine grobe Stimme verlangte energisch Einlaß. Man hatte keine Minute Ruhe! Außerdem hatte ich mir meinen weißen Tennisanzug mit Parfettwische total verdorben. Es stand da in einer Ecke ein großer Kübel voll, und ich hatte mich aus Versehen und im Eifer der Arbeit hineingefegt.

Dumm war nur, daß ich einen ganzen Tag mit der Fahrt verlor! Einen Tag ohne Elsie! Das war ein unerträglicher Gedanke.

Wihutig schlenderte ich durch eine ziemlich abgelegene Gasse des Nestes. Da leuchtete mir von einem kleinen Hause ein grelles Schild entgegen: Eberhard Mulminger, photographisches Atelier. Aufnahmen zu jeder Tageszeit, billige Preise! Gewiß nie hat ein Mensch Eberhard Mulminger's Schild mit größerem Jubel entdeckt als ich! Da war Rettung! Herr Eberhard Mulminger konnte meine Bilder entwickeln, oder ich selbst konnte es in seiner Dunkelkammer thun, er konnte mir die fehlenden Films vielleicht liefern; kurz, er war ein Retter in der Not.

Schleunigst lief ich nach dem Hotel und holte meine Films. Ich war auch furchtbar neugierig, wie die letzten Aufnahmen geworden waren. Ich hatte ein reizendes Motiv gefunden. Elsie im Grase vor einem Bauernhause sitzend mit einem kleinen Lamm auf dem Schoß. Eigentlich hatte Elsie die Idee gehabt, sie sprach zuerst davon, aber nachher behauptete sie so bestimmt, es sei mein Einfall, daß ich es fast selbst glaubte. Sicher wurde das ein entzückendes

Bild. Das Lamm war freilich schon ein bißchen groß. — eher ein Schaf — aber das schadete nichts, es sah doch sehr niedlich aus.

Sehr vergnügt kehrte ich zu Eberhard Mulminger zurück. — Allerdings, seine Persönlichkeit war nicht dazu angethan, die Sympathien, die sein Schild in mir erweckt hatte, zu vermehren. Sei es, daß er von Natur aus von brummiger Gemütsart war, oder war der Geschäftsgang nicht ganz der wünschenswerte, kurz Herr Mulminger war das, was man mit dürren Worten einen Grobian nennt. Als ich ihm mein Anliegen vortrug, wurde er geradezu ausfallend. „Das fehlte ihm noch gerade“, brüllte er, „diesen Amateuren, die das ganze Geschäft verhungern und den gelernten Photographen, die sich ehrlich plagen, die Butter vom Brot nehmen, denen auch noch gefällig zu sein. Dunkelkammer hergeben, seine Sachen, nee, das thut er nicht, nee, unter keiner Bedingung. Heutzutage, wo ein armer Photograph kaum Wasser und Salz verdiene.“ — zur Bekräftigung dessen that er einen Riesenzug aus einem Bierseidel, — „da hörte die Gemütlichkeit auf. Ja, und da kämen die Amateure und stülpten ihm alles um und verdürben ihm alles, und entwickelten ihre Bilder und machten eine furchtbare Wirtschaft daher, und zuletzt, da wären sie fort und abgereist und vergäßen das Abholen und natürlich auch das Bezahlen, und da säße man denn da mit 'nem Schub voll albernere Bilder und mit 'nem dummen Gesicht!“

Ich versicherte Herrn Eberhard Mulminger, daß ich an derartiges nicht denke. Mir wären die Aufnahmen sehr wert und —

„Ja, das hätte neulich auch einer gesagt. Hätte immer gelacht und gelächelt und die Bilder geküßt und allerhand Allotria getrieben, und dann, als er sie abholen sollte, sei er nicht wieder gekommen und — da sei der ganze Krempel.“ — Und Herr Mulminger riß aus einem Schubfach einen wirren Haufen von halb aufgerollten Photographien und warf sie wütend auf den Tisch des Hauses.

Ich nahm eines auf. — Ich sah sie oberflächlich an! Ich sah schärfer hin! Noch schärfer! Ich fühlte, wie es mir kalt über den Rücken lief und dann wieder siedend heiß. Ich nahm ein andres Bild auf! Großer Gott! Das war ja — aber das war ja gar nicht möglich. Konnte nicht sein. Ein drittes, ein viertes, ein fünftes. Alle zeigten dasselbe!

Es war schändlich! Es war absurd! Es war einfach unglaublich! Und doch wahr!

Es war Elsie! Elsie am Wasserfall, Elsie auf der Brücke, Elsie im Park und vor dem Kurhaus, Elsie in Waldeinsamkeit, Elsie auf der Moosbank und am Bachesrand, Elsie auf dem Balkon, am Frühstückstisch, beim Blumenbinden und unter dem Pflaumenbaum.

Vor allem aber Elsie im Grase sitzend vor dem Bauernhause, ein Lamm in den Armen. Diesmal ein wirkliches allerliebste, kleines Lamm, das Lamm, wie es aussah, als es noch kein beinahe ausgewachsenes, dummes, dickes Schaf war.

Elsie also! Daher die Uebung im Photographiertwerden, daher der malerische Faltenwurf, die ungezwungenen Positionen, das instinktive Verständnis!

Elsie, die noch nie einen Mann geliebt, noch nie ein Herz gefunden hatte, Elsie mit dem Ideal, Elsie, die gänzlich unphotographierte, mit den Blaublümleinen und der Mondschneisele.

Wie aus weiter Ferne schlug mir Herrn Eberhard Mulminger's Brummen ans Ohr. Es drehte sich alles um mich. Ich wollte auch gar nichts mehr hören. Herr Eberhard Mulminger sah mich forschend an. Dann ging ein schadenfrohes Grinsen über seine wenig einnehmenden Züge:

„Hi, hi, hi.“ lachte er. Es war ein unmelodisches Richern. „Haben Sie je vielleicht auch photographiert? Ru, warum nicht! — Das da ist nicht der einzige. Da waren schon eine ganze Portion, die je aufgenommen haben! Jedes Jahr 'n paar andre! Das ist eine! Wenn je mal bloß endlich 'nen Mann weghätte! Aber je schnappen ihr immer ab! Im letzten Momang! Aber alles, was recht ist, zur Photographieren ist je großartig. Das versteht je! Das macht ihr so leicht keiner nach! So 'n Knipsengel!“

Ich taumelte zurück nach der Pension. Es war sechs Uhr. Um sechs Uhr neunundvierzig Minuten ging ein Zug. Neunundvierzig Minuten sind eine kurze Zeit, um einen neugierigen Wirt mit pfausibeln Vorwänden abzuspeisen, seine Rechnung zu bezahlen, einzupacken und zehn Minuten nach der Station zu laufen. Aber ich that das alles. Im Coupé atmete ich tief auf.

Als der Zug an der Pension vorbeifuhr, stand Elsie auf dem Balkon. Ich lugte hinter dem Vorhang vorsichtig hinaus. Es schien mir, als ob sie etwas beunruhigt aussehe. Aber wie malerisch sie da lehnte! Bildhübsch! Zum Photographieren hübsch!

Gewittersfurcht und Gewitterschönheit.

Plauderei

von

Tony Schumacher.

Er neigte den Himmel und fuhr herab, und Dunkel war unter seinen Füßen. Und er fuhr auf dem Cherub und flog daher, er schwebte auf den Fittichen des Windes. Sein Geßel um ihn her war finster, und schwarze, dicke Wolken, darinnen er verborgen war. Und der Herr donnerte im Himmel, und der Höchste ließ seinen Donner aus mit Hagel und Blitzen. Pl. 18.

Ihr Kinder, kommt herein zum Spiel,
Die Lüfte wehn so dumpf und schwül,
Die Wolken stehn so schwarz zuhauf
Ein schwer Gewitter zieht herauf;
Behüt uns Gott in Gnaden!

So läßt der Dichter der „Palmblätter“ sein wunderbar schönes Gewitterlied anfangen, und er bringt mit wenig Worten uns gleich in die richtige Stimmung. Dummer Druck, schwüle Luft, schwarze Wolken, lautloses Harren der Natur! Und dann: Blitz und Donnergeroll, Sturm, Regengeprassel und Hagel, verderbenbringender Strahl, Vangen in Finsternis. Ohnmacht des Lebendigen!

Das sind alles doch schwerwiegende Dinge, daß ich mich oft frage, wie es Menschen geben kann, die sorglos und gänzlich unbekümmert sein können, während all das um sie her droht, losbricht und vor sich geht, die ihren Alltagsbeschäftigungen oder Vergnügungen nachgehen, ohne sich nur auch im mindesten des Ernstes einer solchen momentanen Lage bewußt zu sein.

„Du wirst doch nicht wollen, daß wir uns einer thörichten Gewittersfurcht hingeben, die wir Gott Lob und Dank nicht kennen, und wo wir uns schämen müßten, wenn wir sie hätten,“ wird mir erwidert.

Nein, das will ich gewiß nicht, und wer die Angst bei Gewittern nicht kennt, darf wirklich Gott Lob und Dank sagen. Aber wenn Gott mit den Menschen redet, und das thut er in Gewittern, — wenn er uns zeigt, wie klein wir, wie mächtig er ist, wenn uns immerhin Gefahren drohen, die sonst nicht vorhanden sind; wenn die Möglichkeit da ist, daß in der kürzesten Zeit die Fluren verwüstet, die Gewächse verderbt und Menschenleben vernichtet sein können, da gebührt es uns doch, stille zu sein und innezuhalten mit dem, was wir thun, und es dünkt mir auch nicht übertrieben, wenn wir nachts aufstehen, um bei der Hand zu sein bei etwaigen Vorkommnissen.

Die Blitzgefahr ist so gering, das kann statistisch bewiesen werden, — ich habe einen guten Blitzableiter, — ein Gewitter kann ohne mich fertig werden, — ich schlafe ruhig weiter!“ sagen viele, und ich gestehe, ich beneide solche Gemütsruhe. Aber es kann auch einmal anders gehen, wie die täglichen Berichte in den Zeitungen während der Gewittermonate uns schwarz auf weiß darthun, und wenn mich allerdings ein Blitzstrahl auch ebenförmig außerhalb treffen kann wie im Bett — man sagt sogar, in diesem sei man am sichersten —, so bin ich doch gerne wach, wo allenfalls etwas droht, und bin gerne auch auf für die andern bereit, ob etwaiger Feuergefahr.

Nun ist aber erfahrungsgemäß über nichts sich so schwer zu verständigen, wie über dieses Thema, nirgends variieren die Empfindungen der Menschen so, wie bei einem Gewitter, und wo der eine höchstes Entzücken, reinsten Genuß über das herrliche Naturschauspiel fühlt, geht der andre fast zu Grund vor einem unsagbaren Druck und Vangen.

„Man muß sich doch in der Gewalt haben, auch wo etwa eine Gefahr vorhanden ist,“ sagen die ersteren geringschätzig.

„Ich habe mich sonst in der Gewalt, aber hier fühle ich eine Ohnmacht in mir, gegen die ich vergeblich ankämpfe,“ erklären kleinlaut die andern, und es verhält sich wirklich so, wie ich in schon gar vielen Fällen beobachtet habe.

Es ist nichts thörichter und ungerechtfertigter, als Gewittersfurcht auf schwachen Charakter und mangelnde Willenskraft zurückzuführen, auch ist sie vollständig unabhängig von der sonstigen Art des betreffenden Menschen. Ich kenne sehr energische Personen, Männer, die sich sonst vor nichts fürchten, Offiziere, deren Mut nicht angezweifelt werden kann, und Frauen, die nichts weniger als zu den nervenschwachen gehören, die geradezu leiden unter einem Gewitter.

Meist fühlen diese Personen schon das Herannahen eines solchen in beunruhigender, aufregender oder lähmender Weise, und wenn die Atmosphäre immer dumpfer wird, das Unwetter herannahet und schließlich in unmittelbarer Nähe sich entladet, so steigert sich in diesem Grade das Angstgefühl oft bis zum Unerträglichen.

Es ist großer Mangel an Menschenkenntnis und an Herzensthat, in solchem Falle zu spotten, seinen eignen Mut herauszufahren oder gar dem Betreffenden Vorwürfe zu machen. Wer diese Furcht hat, der hat

sie und leidet selbst am meisten darunter. Die Ursache dieser Erscheinung kann aber eine gar verschiedenartige sein.

Es giebt anererbte Gewitterangst, die sich schon bei ganz kleinen Kindern offenbart. Ihr gegenüber wird sich genau so viel oder so wenig mit Erfolg thun lassen wie bei allem Anererbten. Die krankhafte Neigung wird sich beschränken, aber nicht austilgen lassen.

Ein andres ist das anerzogene Fürchten bei Gewittern, für welches ein gut Teil Wärterinnen und Mütter verantwortlich gemacht werden können. Nehmen wir sogar an, dieselben wären selber von solcher Schwäche befallen, fühlten im Innersten sich unter einem Banne, den sie nicht abzuschütteln vermöchten, so kann doch von einem jeden erwachsenen Menschen, der ein wenig sich in der Gewalt hat, so viel verlangt werden, daß er diese Qual selber mit sich abmacht und nicht die Umgebung, besonders aber die Kinder, etwas davon merken läßt. Ich kenne Mütter, die innerlich leiden, denen jeder Blitzstrahl fast physischen Schmerz verursacht, und die es doch über sich vermögen, äußerlich ruhig zu erscheinen um ihrer Kinder willen.

Gewittersfurcht ist ansteckend, und wenn die Erwachsenen bei jedem Blitzstrahl zusammenfahren, so thun's die Kleinen auch, ohne noch überhaupt eine Idee von Gefahr zu haben.

„Aber wenn du, wie du vorhin sagtest, nachts aufstehst und dich rüfst, als geschähe irgend etwas Arges, so müssen ja die Kinder lernen, sich zu fürchten!“

Dieser Einwand kann gemacht, aber meiner Ansicht nach auch widerlegt werden. Ich unterscheide, ob Kinder und Hausgenossen durch Fassungslosigkeit und ungezügelter Nervosität der Umgebung erschreckt und aufgeregter werden, oder ob man ihnen nur einfach und ruhig die Majestät und den Ernst während eines Gewitters nahe legt und ihnen sagt, daß sie wohl die Hände falten und den lieben Gott um Abwendung von Gefahr bitten dürfen. — Niemand wird ruhig schlafende Kinder ohne Not aufwecken oder gar aus den Betten nehmen, aber ich erinnere mich aus meiner eignen Jugendzeit, wie unendlich beruhigend in dem Aufruhr draußen die Stimme meiner Mutter scholl, wenn sie ein Gebetsbuch las oder den Bibelspruch sagte: „Aber nach dem Ungewitter lässest du die Sonne wieder scheinen, und deine Gnade bleibet ewiglich bei uns.“

Nicht ängstlich, aber gesammelt müßten wir sein. Die dritte Art von Gewittersfurcht ist die, welche sich in uns oft festsetzt nach gehabtem diesbezüglichem Schrecken. Diese kenne ich aus eigner Erfahrung und weiß deshalb genau auch die Wirkung.

Meine ganze Kinderzeit hindurch war es meiner Mutter — obgleich selber nervös — gelungen, uns über jegliches qualende Gefühl während eines Unwetters hinwegzubringen. Ja, obgleich mit innerer Ueberwindung, vermochte sie es über sich, uns am Fenster stehen zu lassen, damit wir uns am Zug der Wolken, am herniederstürzenden Regen oder an den hübschen Pfäfen und Bächlein, die dieser veranlaßte, erfreuen konnten. Da, ich mochte an der Grenze von Kind und erwachsen sein, ging ich eines Tages durch die Straßen. Es war schwül, aber die Sonne stand noch neben schwarzem Gewölk. Urtölplich war mir's, als ob eine furchtbar schwere Hand mir auf den Kopf schlug, so daß ich in die Kniee sank. Und in derselben Sekunde umgab mich ein grelles Licht, dem ein entseßlicher Krach folgte. Es hatte in dem Haus, an dem ich gerade vorüber gegangen, eingeschlagen, ohne zu zünden. Ich selber wußte mir im Augenblick diesen, im buchstäblichen Sinn: Blitz aus heiterem Himmel nicht zu erklären und vermochte kaum aufzustehen. An allen Gliedern zitternd, richtete ich mich endlich auf, um mit unsagbarem Schrecken im Herzen meinen Weg fortzusetzen. Dies Gefühl blieb aber von da an, ich mochte wollen oder nicht, ich mochte dagegen kämpfen oder nicht, jahrelang in meinem Innern, bis es sich endlich mit der Zeit doch abschwächte. Da wollte es das Mißgeschick, daß in meinem späteren Leben es noch verschiedene Male dicht neben mir einschlug, das letzte Mal, als ich allein schwerkrank in einem Badeort lag, wobei mich der Schwefelgeruch in meinem Zimmer beinahe betäubte. Von dort an blieb mir der Schrecken, wie man sagt, in den Gliedern liegen, und ich vermag heute noch nicht innerlich über ein großes Unbehagen während eines Gewitters hinwegzukommen, trotz jegiger sehr guter Nerven. Aergers über mich selber und energischen Wollens. Unendlich deprimierend war mir deshalb, als eine sehr kluge, aber in religiösen Dingen sehr kritische Frau mir einmal sagte:

„Sie schilderten mir Ihren Glauben an einen helfenden und Ihr Vertrauen zu einem beschützenden Gott schon so schön und verlockend, daß ich beinahe Sie darum beneidete. Nun aber mache ich die Erfahrung, daß Sie sich bei Gewittern fürchten, die für mich nur ein hehrer Schauspiel sind. Damit haben Sie — verzeihen Sie mir — wieder niedergedrückt, was Sie in mir aufgebaut hatten!“

Ich glaube, ich habe diesen Vorwurf des mangelnden Gottvertrauens in diesem Falle nicht verdient. Aber, es ist richtig, es giebt eine Abart von Gewittersfurcht, die wirklich unwürdig und erbärmlich sich äußert, die die Menschen zu Wuschlappen und Zammergestalten erniedrigt, die macht, daß sie bei jedem Blitz aufschreien oder gar weinen, die einzelne sogar veranlaßt, in den Keller zu gehen, und die Fritz Reuter so jämmerlich ergötzt in seinem „Dörchläuchting“ schildert. — Diese Kategorie Menschen verteidige ich gewiß nicht; solche werden sich wohl eben in allen Lagen des Lebens als undiszipliniert und schwach erweisen, nicht nur unter dem elektrischen Druck.

Gelicität! Wirkung und Gegenwirkung, Spannung und Entladung, geheimnisvolle Macht von zwei Kräften, die sich suchen und fliehen, die geteilt sind und sich ergänzen! — Wer kann ergründen, wie viel hiervon auch in einem menschlichen Körper enthalten sein kann, und wie dieser Stoff reagiert, wenn außerhalb, in der Natur die Elemente gebunden oder entfesselt sind, betäubend drücken oder, das Hemmende zerreißen, explodieren und sich Raum schaffen. Daß unbewußte Einflüsse auf organische Körper bei Gewittern vorhanden sind, beweisen auch viele Tiere, die mehr oder weniger sich ängstigen und anders sind als sonst. Vögel verändern ihren Flug, Schafe, Kühe, Pferde verraten große Unruhe. Die Hunde verziehen sich winselnd und heulen, wenn es donnert.

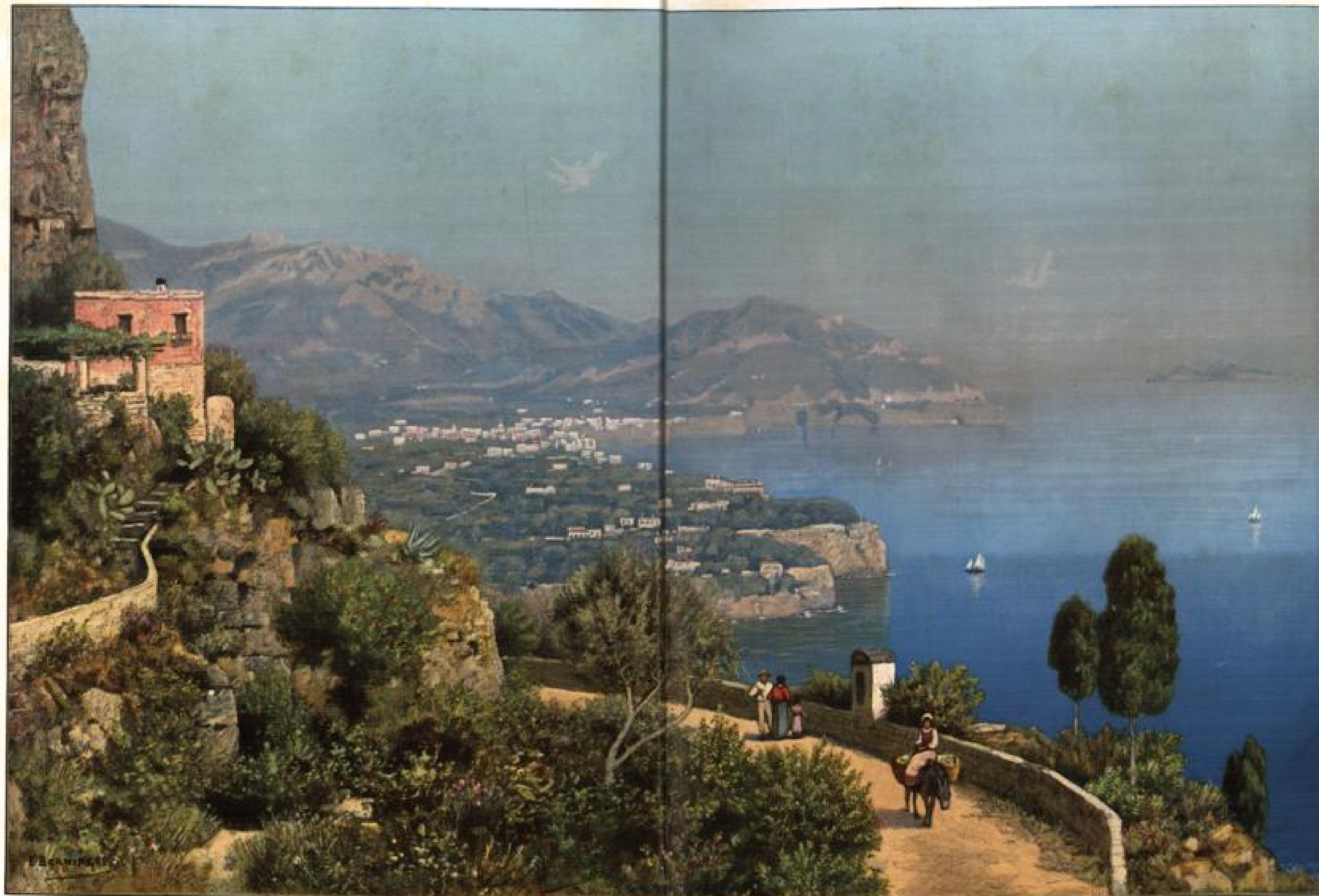
Nähernde Wirkungen von Gewitterangst habe ich bei zwei kleinen Mädchen zu verschiedenen Zeiten beobachtet. Das eine, ein Nichten von mir, hatte gerade seine ersten Schreibversuche begonnen und brachte die einzelnen Buchstaben, aber noch keine Wörter zu stande. Das Kind litt für gewöhnlich unter dem Druck eines Unwetters. Am so erstaunter war ich, es ausnahmsweise bei einem sehr heftigen Gewitter ganz ruhig am Fenster stehend zu sehen, ja es öffnete dasselbe sogar einen Augenblick, und ich sah, wie es etwas hinausguckte. Wie bewegte mich's, als ich nachher einen, einem Schulheft entnommenen, durchnähten Zettel fand, auf dem stand: „Ibrogotbeschmich!“ „Lieber Gott, beschmich mich!“ entzifferte ich diese Hieroglyphen, und das Kind war, im Gedanken, daß Gott diesen Wunsch lesen werde, völlig beruhigt.

Das andre kleine Ding, erst vierjährig, folgte nicht immer, und besonders war's eine Holzbeuge vor dem Haus, auf die es nicht klettern sollte, und die es zu stetem Ungehorsam verleitete. Es war eben zu schön da oben, und erst heute früh hatte es Klapps und Vertweis deshalb gegeben. Da kam ein furchtbares Gewitter mit Schlägen, daß das Haus zitterte, und ich ging hinaus, um nach dem Fenster zu sehen. Da erblickte ich das kleine Mädel in einem Winkel auf der Treppe knieend, und mit erhobenen Händchen und angsterfüllter Stimme hörte ich sie sagen: „Ach, lieber Gott, ich will ganz gewiß auf keine Scheiterbeuge mehr steigen, höre nur endlich einmal mit deinem gräßlichen Donner auf!“

Wie oft fällt mir dies wieder ein, denn ein jeder von uns hat seine „Scheiterbeuge“, an die er mit schlechtem Gewissen denkt, wenn es in seinem Leben donnert, oder wenn, ihn erschreckend, Gottes mahnende Stimme sich in seiner Nähe hören läßt.

Gewittersfurcht, aber auch Gewitterschönheit! Wer letztere ganz ungestört zu genießen vermag, der darf dankbar sein, denn wo reicht das größte Menschentum nur annähernd an solch überwältigend göttliche Großartigkeit? Wo sonst sind solche Farben, solcher Wechsel, solch wildes Chaos und strahlendste Richtung in kurzem Zeitraum bei einander?

Ich habe ein Gewitter erlebt, das ich nie vergesse. Ueber dem Gipfel eines hohen Berges, auf dem ich mich befand, zogen so schwere, dunkle Wolken zusammen, daß die Luft um Mittag sich verfinsterte und wir wähten, den Druck der verdichteten Atmosphäre faßbar zu empfinden. Da erhob sich ein Wind von den Gletschern herüber. Mit Eiseskälte durchfuhr er die drückende Schwüle, zerriß wie ein schwarzes Tuch das dicht über uns Brütende, nahm die riesigen, drohenden Felsen mit sich und trieb sie in wildestem Spiel über dem am Fuße des Berges sich befindenden See wieder zusammen. Schwarzblau spiegelte sich der Himmel nun in diesem, lohend zuckten die Blitze, wir wähten, ein jeder müsse einschlagen, und der Wind fuhr herab und wühlte die Wellen schaumend auf. Noch regnete es nicht. Da beobachteten wir, wie sich am gegenüberliegenden Berge eine ganz kleine weißliche Wolke löste. Licht und flodig zog sie daher wie ein Schwan. Aber als sie, wie magnetisch angezogen, in immer rascherem Fluge der Finsternis sich nahte, da vereinigte sie sich mit dieser. Blühschnell verlängerte sich ihre Gestalt, es war, als umsäume sie das Ganze. Und nun prasselte dichter Hagel in langen Streifen auf See und Land, gräulich, schieferfarben, untermischt mit gelb, und das Getöse in der Luft war so stark, daß wir es auf unrer Höhe vernahmen. Und da, wieder ein jäher Riß durch das mächtige Gewölk, und es öffnete sich ein schwefelgelber



Sorrent. Nach dem Gemälde von E. Berninger.

Pfuhl, untermischt mit Feuer! — Dünste, Nebel, Blitze, die Sonne, die wollte und noch nicht konnte, Wolken, die mit tiefschwarzen Fittichen auf all dem Grau dahergeflogen kamen, zusammenflatternd und sich wieder trennend, und als Zuschauer von all dem die grauig dunkeln, wie in Tinte getauchten Bergriesen, die grollend in hundertfältigem Echo die Stimmen des Himmels wiedergaben, und wir winzig kleinen, ohnmächtigen Menschenkinder.

Als kurz darauf die Sonne Herr wurde, als Gold und Blau sich neben all die Höllefarben stellte und sie verschwinden machte, als drüben an den Bergen wieder grüne Matten erglänzten und weißer Schnee leuchtete und über das Thal sich ein Regenbogen spannte, während wir gierig die balsamisch abgekühlte Luft einsogen, da war es uns zu Mute, als hätten wir einen Schöpfungstag erlebt und als habe uns Gott ein gut Stück hinter die Grenze dessen, was er sich sonst vorbehält, sehen lassen.

Eisbären im Kampf um einen Grindwal.

(Bild S. 5.)

Die Tierwelt des hohen Nordens ist arm an Arten, aber darunter befinden sich zwei, die durch ihre gewaltige Größe die Auffassung entkräften, als ob die Kälte an sich einen Tiefstand tierischen Lebens bedinge. Der Eisbär belebt die weiten Eisgebiete, der Wal, übrigens eine weitverzweigte Familie, belebt die Wasserräume. Aus den zoologischen Gärten kennen wir den gewaltigen Eisbären, den gewaltigsten Vertreter seiner Sippe, den sein langgestreckter Leib mit den langen, breiten Füßen ebenso wie der weißgelbe Pelz von den braunen Vetterinnen südlicherer Striche unterscheiden; zwei und einen halben Meter mißt aufgerichtet der Eisbär, einzelne Exemplare wohl noch mehr, und bis zu sechzehn Zentnern steigt sein Körpergewicht. Ein furchtbarer Feind ist das Ungeheuer für den Menschen, den der Forschungsstrieb in sein Jagdgebiet führt — alle Nordpolfahrer wissen ein Lied von den Angriffen des Eisbären zu fingen. Am liebsten jagt er auf die Tiere des Meeres; Fischen, Robben und Seehunden stellt er unter dem Wasser schwimmend mit Geschick und Ausdauer nach. Unser Bild stellt zwei gewaltige Eisbären dar, die im Kampf um die Jagdbeute begriffen sind — ein fesselndes Schauspiel, das in Wirklichkeit nur selten das Auge menschlicher Beobachter auszulösen in die Lage kommt.

Natürliche Erholung und Kräftigung unsrer Augen.

Von

Dr. Otto Gotthilf.

Eigentlich müßten unsre Augen aus den fortwährenden Ermüdungen gar nicht herauskommen, denn wo wir auch hinblicken, immer sind sie thätig, arbeiten vom Morgen bis zum Abend mehr oder weniger. Wenn wir den ganzen Tag „auf den Beinen“ sind, oder von früh bis spät mit den Händen oder dem Kopfe arbeiten, so pflegen diese Glieder zur Nachtzeit recht müde zu sein und in ihrer Leistungsfähigkeit bedeutend nachzulassen. Anders die Augen. Ununterbrochen sehen und schauen sie um sich, vom morgendlichen Erwachen bis zur Nachtruhe, also ungefähr sechzehn Stunden hintereinander, und doch sehen wir am Abend selten schlechter als am Morgen. Diese höchst wichtige Thatsache wird dadurch ermöglicht, daß die allgütige Natur bestimmte Einrichtungen geschaffen hat, welche dem Auge auch während der Arbeit Erholung und Stärkung zu teil werden lassen. Hierher gehören besonders die Augenbewegungen und der Widschlag.

Fast unaufhörlich wandern unsre Blicke hin und her, selbst beim Lesen und Schreiben. Häufige Bewegung eines Gliedes befördert aber in demselben den Blut- und Säftestrom, wodurch die Ermüdungsstoffe alsbald beseitigt und neues Nährmaterial herbeigeschafft wird. Auch die unwillkürliche verschiedene Einstellung der Augen beim Nah- und Fernsehen bewirkt dasselbe. Hat man längere Zeit gelesen oder geschrieben und blickt dann durchs Fenster hinaus in die Ferne, so thut das den Augen wohl, es dient ihnen zur Erholung. Ist es noch dazu eine Fläche mit ruhigen, sanften, fatten Farben, auf die man schaut, zum Beispiel ein Wald oder eine Wiese, so ist der wohlthätige Einfluß noch größer und die Erholung nachhaltiger.

Ganz besonders befördert wird der Blut- und Saftwechsel der Rezhaut durch den unermüdlichen Widschlag. Eine selbst kurze Unterbrechung desselben setzt die Leistungsfähigkeit der Augen schnell und bedeutend herab. Man nehme einmal ein Buch mit kleinem Druck, blicke fest und unverwandelt auf einen Buchstaben, ohne Widschlag, ohne zu blinzeln: alsbald wird die ganze Seite trübe und verschwommen erscheinen. Nun blinzelt man mehrmals, sofort verschwindet der Nebel.

Alle diese scheinbar überflüssigen Bewegungen regen

den Säfte- und Blutzufluß zu den Augen an, spülen schnell die Schlacken des Stoffwechsels und der Ermüdung hinweg, befeuchten und überrieseln die Rezhaut und führen ihr immer neue Nahrungsstoffe zu, so daß sie fast unermüdlich arbeitsfähig bleibt.

Freilich genügen diese selbstthätigen Erholungsmittel noch nicht für solche Personen, welche viel und angestrengt mit den Augen arbeiten müssen, wie Schriftsteller, Gelehrte und Bureaubeamte. Sie müssen diesem für sie höchst wichtigen Organe eine besondere Diätetik zu teil werden lassen.

Zunächst ist alles zu vermeiden, was Blutandrang zum Kopf hervorrufen könnte: besonders kalte Füße und enge Halskragen. Durch den Druck auf die das Blut abführenden Halsvenen wird eine venöse Stauung in den Organen des Kopfes erzeugt, die notwendigerweise zu krankhaften Störungen führen muß. Dem Augenarzt Professor Förster in Breslau sind mehr als 300 Fälle chronischer Augenleiden vorgekommen, die ihre alleinige Ursache in dem Tragen enger Halskragen hatten. Ferner gönne man den Augen täglich längere Zeit Ruhe und Erholung durch Sehen in die Ferne, was am besten auf Spaziergängen erreicht wird, indem man dabei nicht direkt vor sich auf den Erdboden blickt, sondern „Kopf hoch“ wirklich in die Ferne schaut. Das Brennen der Augen beim Lesen oder Schreiben kann man augenblicklich beseitigen durch ein stärkendes Augenbad. Man taucht das Gesicht mit nur lose geschlossenen, aber ja nicht zusammengekniffenen Lidern möglichst tief bis über die Schläfen in ein weites Becken mit kaltem Wasser, wiederholt dies öfter und trocknet zuletzt das Gesicht oberflächlich, die Augen aber gar nicht ab. Durch solche einfachen Erholungsmittel wird man sowohl eine ungeschwächte Sehkraft länger erhalten, als auch schwache Augen stärken und kräftigen.

Bei den Kaninchen.

(Bild S. 9.)

Das naive Kindergemüt weiß noch nichts von der Annahme der erwachsenen Menschen, die sich für die „Herren der Schöpfung“ halten und deswegen alle andern Wesen als nur zu ihrem Dienst und Nutzen vorhanden betrachten. Unfern Kleinen dagegen sind die Tiere willkommene Spielgefährten, mit denen sie wie mit ihresgleichen umgehen. Jedermann schaut mit Vergnügen solch einem traulichen Verkehr zu, und man versteht es wohl, daß ein Vorwurf dieser Art die Künstler immer wieder zu malerischer Darstellung antreibt. Auch J. Schleißinger hat auf seinem Bild „Bei den Kaninchen“ eine derartige Scene in ebenso lebenswahrer wie anmutender Weise verlorpert. Er läßt uns in den Stall eines bäuerlichen Gehöftes schauen, wo die Kinder um eine dort untergebrachte Kaninchenfamilie versammelt sind, um mit den langohrigen Tieren zu spielen und sie zu füttern. Diese zum Hasengeschlecht gehörenden Rager sind ja nicht bloß sehr wertvoll durch ihr bei guter Zubereitung wohlgeschmeckendes Fleisch, ihre Felle und Haare, weshalb die Kaninchenzucht mit Recht empfohlen wird, sondern sie sind auch höchst possierlich in ihren Bewegungen und in ihrem ganzen Gebaren und werden ungemein zahm und zuthunlich. Ohne Scheu nehmen sie ihren Pflegern die ihnen gereichten Kohlblätter oder Gräser aus der Hand, was dem auf unserm Bilde von der großen Schwester gehaltenen „Barfüßle“ sichtlich Freude bereitet. Der Maler stellt uns ein friedliches Idyll aus dem Kindheitsparadies vor Augen, dessen Pforten sich leider nur zu bald hinter uns schließen, an das man sich aber eben deswegen immer gern wieder erinnern läßt.

Germanenschlacht.

(Bild S. 20 u. 21.)

Ein römisches Heer ist ins Germanenland eingerückt, um Rache zu üben für die Grenzangriffe. Aber nirgends war der Feind zu finden, nur verlassen Gärten und Spuren weggetriebenen Viehs zeugten von den Bewohnern, die sich in den Wäldern versteckt hielten. Der kurze Sommer war im rauhen Waldlande bald vorüber, man mußte an den Rückzug denken. Unwetter trat ein, Regengüsse und Sturm machten die schmalen Pfade grundlos. Und jetzt ward auch der gesuchte Feind sichtbar; bald da, bald dort erschienen auf den Höhen, zwischen denen die Römer dahinzogen, kriegerische Gestalten und verschwanden wieder. Mühsam ging der Marsch vorwärts. Der Abend ist schon hereingebrochen, und das römische Heer befindet sich in einem tiefen Waldthal — da ertönt ringsum auf allen Höhen das furchtbare Kriegsgeschrei der Germanen. Pfeile und Speere fliegen aus dem Dickicht in die Reihen der Römer — da und dort brechen einzelne Germanen mit hochgeschwungener Waffe hervor, um nach raschem Angriff leichtsinnig wieder zu verschwinden. Ein niederprasselnder Regen kommt ihnen zu Hilfe. Unter schmetterndem Hörnerklang stürmt jetzt die Masse der Germanen zum Angriff heran, ihre Steinhämmer und Keulen krachen auf die Helme und Schilde der römischen Soldaten, ihre schwere Rüstung ist der letzte Schutz, bis der strauchelnde Fuß den Halt verliert. Ringsum wildes Kampfgetöse und Waffengeklirr — bis die Nacht hereinbricht und den Sieg für die Germanen entscheidet.

Peter Rosegger.

Ein Lebensbild

von

H. Möbius-Dresden.

(Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.)

Ein Volks- und Freudenfest, wie es auf einsamer Bergeshöh' wohl noch nie gefeiert worden ist, hatte am 24. Juni 1900 eine nach vielen Hunderten zählende Menschenmenge auf der Pretulalpe bei Mürzzuschlag in Steiermark zusammengeführt. Sie scharte sich um ein schmuckes Alpenhaus, von dessen Dachstuhl herab eine schwarz-rot-goldene Fahne lustig im Wind flatterte. Dieses Haus, das an diesem Tag zum erstenmal seine Pforten für alle Welt öffnete, hatte schon um seiner selbst willen eine besonders festliche Weihe verdient, und doch war es etwas andres, was die Menschen von nah und fern herbeigeführt hatte: die Liebe und die Begeisterung für den Mann, dessen Namen das neue Alpenhaus trägt.

Rosegger-Alpenhaus auf der Pretulalpe. Seeshöhe 1656. Erbaut 1899. Dem größten Sänger der Berge und ihrem treuesten Sohne. Rosegger-Gesellschaft. Sitz: Mürzzuschlag.

So steht auf metallener Tafel über der Eingangstür des Hauses zu lesen, und auch die innere Ausschmückung des sehr gediegen und behaglich eingerichteten Hauses nimmt in sinniger Weise Bezug auf den Poeten, dem es geweiht ist. Erbaut ist es aus den Spenden, die aus den Kreisen der Roseggerverehrer herbeigeströmt kamen, sobald nur bekannt wurde, daß dem Dichter zu Ehren in seiner Waldheimat ein Alpenhaus errichtet werden sollte.

Wie die Steirer ihren Dichter lieben und ehren, das kam bei diesem Fest, dem er persönlich fernblieb, in der erhabensten Weise zum Ausdruck, am besten und beredtesten aber in der von glühender Begeisterung getragenen Rede, mit der Toni Schruf, der Obmann der Rosegger-Gesellschaft, die Weihe des Alpenhauses vollzog.

Gewiß, die Steirer haben das vollste Recht, ihren Dichter zu lieben und auf ihn stolz zu sein, aber er gehört schon längst nicht mehr ihnen allein, er gehört dem ganzen deutschen Volke; denn nicht bloß in Oesterreich und Deutschland kennt und preist man ihn — überall, wo auf dem Erdball Deutsche wohnen, wird sein Name mit Liebe und Verehrung genannt.

Im Palast wie in der Hütte liebt man seine Werke, und alt und jung, reich und arm, hoch und niedrig erfreut sich daran. Weiß er doch wie selten einer die Töne zu treffen, die das Menschenherz ergreifen, die Armen und Schwachen trösten und aufrichten und die Traurigen und Mißmutigen fröhlich machen. Die Fülle der Gaben, die uns seine Dichtkunst spendet, ist eben eine so reiche, daß jeder etwas für sich darin findet.

Eigenartig wie Peter Roseggers dichterisches Schaffen, ist auch sein Lebensgang, der ihn aus dem schlichten Bauernhause zu einer Ruhmeshöhe und zu Erfolgen geführt hat, wie sie nur wenigen Dichtern unsrer Zeit beschieden gewesen sind. Er selbst hat seine Lebensschicksale in den Büchern „Waldheimat“, „Als ich jung noch war“ und „Mein Weltleben“ in wahrhaft klassischer Weise geschildert. Nach dieser Darstellung und auf Grund eigener Anschauung ist der nun folgende kurze Lebensabriß entworfen worden.

Drei Stunden von dem Kirchdorf Krieglach im Mürzthale entfernt, liegt auf steilem Berge (1200 m über NN.) mitten in schwarzen Fichtenwäldern die Alpe Neggeralm, die zu dem Dorf Alpe gehört. Auf dieser Alm steht, dicht am sonnigen Abhang, das Bauernhaus, in dem am 31. Juli 1843 Peter Rosegger als erstes Kind des Waldbauern Lorenz Rosegger geboren ward. Gleich am folgenden Tage trugen sie das Kindlein in aller Sommerhitze den weiten Weg nach Krieglach hinab, damit es die heilige Taufe empfangen. Der 1. August heißt im Kalender „Petri Kettenfeier“; also ward auch das Knäblein „Petri Kettenfeier“ getauft. Die Mutter aber rief es „Peter“.

Damals war Alpe noch ein ansehnliches Bauerndorf mit zwanzig Bauernhöfen. Heute sind es höchstens noch vier bäuerliche Anwesen, die bewirtschaftet werden. Die andern sind verödet und verlassen, die Gebäude weggerissen oder niedergebrannt. Wo einst ein fernhafter Bauernstand unter unfäglicher Mühe und Plage den Acker bebaute, wächst jetzt üppig sprossend, dichter Wald empor. Die jahrhundertlang im Kampf gegen die Unbilden und Schrednisse der rauhen Alpe natur behaupteten Ackergründe sind zu Jagdgründen für die Großgrundbesitzer geworden...

Die Eisenbahn, die vor fünfzig Jahren durchs Mürzthal geführt wurde, brachte so viel billiges Getreide

*) Der größte Teil unserer Bilder aus Roseggers Waldheimat ist nach photographischen Aufnahmen von Franz Josef Böhm in Mürzzuschlag hergestellt.

ins Land, daß sich der Ackerbau kaum noch verlohnte, und die dem Schienenweg folgende Industrie zog die Arbeitskräfte an sich. Gegen die harte Bauernarbeit erschien die Arbeit in den Fabriken, die mehr Geld einbrachte und mehr freie Zeit gewährte, leicht und angenehm. Was Wunder, daß die Leute es auch einmal „draußen“ probieren wollten! Wer aber einmal draußen gewesen war, wollte nicht für immer in die Waldheimat zurückkehren, und so begann die Entvölkerung der Alpendörfer, die schon viele Gemeinden dem völligen Untergang zugeführt hat. Auch Alpel ist diesem Schicksal verfallen, und Rosseggers Vaterhaus ist von ihm schon vor vielen Jahren ereilt worden.

Wie wenige von denen, die der Alpenheimat den Rücken wandten, haben aber „draußen“ ihr Glück gefunden! Die einst freie Bauern waren, sind in der Fabrikbevölkerung untergegangen, und von vielen heißt es wie im Liede: „Sie sind gestorben — verdorben!“

Lorenz Rossegger — der Waldbauernlenz, wie ihn die Leute nannten — war ein stiller, fleißiger Mann voll herzlicher Einfalt und Redlichkeit, voller Duldbung und echter Religiosität; Maria Rossegger, sein Eheweib, war die Güte und Aufrichtigkeit, die Wohlthätigkeit und Arbeitsamkeit selbst. Von ihrem Vater, einem Kohlenbrenner, hatte sie eine Kunst gelernt, die sonst in Alpel niemand verstand: sie konnte Gedrucktes lesen!

Die Bäuerin verstand aber noch mehr. Sie wußte die biblischen Geschichten auswendig und dazu eine Menge von Sagen, Märchen und Liedern, die sie dem kleinen Peterl erzählte und vorsang, wenn er brav gewesen war. Dieses Geschichtenerzählen der Mutter ward für den Knaben bald die allgergröÙte Wonne. Wenn sie draußen zusammen arbeiteten oder durch den Wald gingen, oder wenn die Mutter abends am Bett des Knaben saß — niemals konnte er müde werden, ihren Worten zu lauschen. „Das Beste in mir, ich habe es

von ihr. Sie hatte in sich eine ganze Welt voll Poesie.“

So sagt Rossegger in dem Schlußkapitel der „Waldheimat“, in dem er der geliebten Mutter ein unvergleichliches Ehren Denkmal errichtet hat.

Dem kleinen Peter genügte später das Anhören der

verständlichen, sogar schon bei dem kleinen Peter. Sobald er aber entweichen konnte, saß er auf dem Ager und spielte mit Steinchen, mit Erde oder mit Holzstückchen; oder er schnitt mit der Nähmaschine der Mutter aus jedem Stück Papier, dessen er habhaft werden konnte, Häuser, Kirchen und Paläste und baute sich daraus die Städte, die in den Geschichten der Mutter vorkamen; oder er lief draußen im Walde umher, lauschte dem Gesang der Vögel und beobachtete die Ameisen und andre Getier, das auf dem Erdboden umherkroch; oder er legte sich ins Gras und schaute auf die Berge und Thäler, die rings umher ausgebreitet lagen; oder er beobachtete den Zug der Wolken und bevölkerte den weiten Himmelsraum mit den Gestalten, die ihm aus den Geschichten der Mutter lieb und vertraut waren.

Es war für Peter ein wahres Glück, daß das Jahr 1848 dem Dorf etwas bescherte, was es seit seinem Bestehen noch nicht bejessen hatte: einen Schulmeister. Im benachbarten St. Kathrein war der Schullehrer Michel Patterer von der kirchlichen Behörde abgesetzt worden, weil er es „ein wenig mit der neuen Mode gehalten hatte“. Als Bettler kam der alte Mann auch nach Alpel. Da sagten die Alpler Bauern: „Bettler haben wir ohnehin schon zu viele, aber Schulmeister haben wir noch keinen gehabt, seit die Welt steht.

Machen wir ihn zum Schulmeister! Unsere Kinder sollen lesen und schreiben lernen! Ruht's nichts, so schadet's doch nichts!“

So ging der gute Michel Patterer nun in Alpel von Haus zu Haus und lehrte die Kinder das Lesen, Schreiben und Rechnen. Dafür bekam er Herberge, das Essen und Tabaksgeld. Die Kinder zogen mit ihm von einem Bauernhof zum andern, unter ihnen auch unser Peter, der am Lesen und Schreiben alsbald großen Geschmack fand. Zweierlei war ihm aber verhaßt: das viele Rechnen und die bösen Buben, die ihn gern hänselten, weil er ihre Dummheiten nicht mitmachen wollte.



Das Rossegger-Alpenhaus auf der Pretulalpe.

schönen Geschichten nicht mehr, er mußte sie noch einmal erleben, indem er sie weiter erzählte. In seinen jüngeren Geschwistern, deren Zahl im Lauf der Jahre auf sechs stieg, fand er dafür ein so dankbares Publikum, daß die Geschichten, die er selber wußte, bald nicht mehr ausreichten, um ihren Wissensdurst zu befriedigen. Darum wandte er sich schließlich an den Knecht und die Magd, an die Halterbuben und selbst an die — Bettelleute und ließ sich von ihnen erzählen, was sie nur irgend wußten.

Das Arbeiten vom frühen Morgen bis in die späte Nacht war im Klupeneggerhause etwas ganz Selbst-



Märzschnee.

Phot. Wirthle & Sohn in Salzburg

sondern lieber seine eignen Wege ging. Sein Schulbesuch war sehr mangelhaft. Bald war's zu weit, oder er wurde zu häuslichen Arbeiten verwendet; dann war's wieder der ungestüme Winter oder seine körperliche Schwächlichkeit, die ihn am Schulbesuch hinderten. Alles in allem hat er von 1848 bis 1854 kaum ein volles Jahr Schulunterricht genossen. Trotzdem war er in den Ruf gekommen, daß er „leicht lernen thät“ und den Kopf voll lauter fremdartiger Dinge habe. Er mußte „auf geistlich studieren“, sagten die Leute.

Das wäre dem Peter schon recht gewesen, denn er ging fürs Leben gern in die Kirche. Dort hatte er das erste Hochdeutsch vernommen, das ihm gewaltig imponierte. Bald versuchte er die gehörten Kanzelreden nachzuahmen. Sobald er allein war, hielt er Predigten aus dem Stegreif, und seine Schafe schauten gar verwundert drein, wenn er von seiner Kanzel herab, einem im Grabe liegenden Felsblock, auf sie loswetterte.

Groß war seine Freude, als er auf dem Boden seines Elternhauses ein altes geistliches Buch fand. Es stammte noch von seinem Großvater, dem Köhler,



Rosseggers Mutter.

her und hatte den Titel: „Lebensbeschreibung Jesu Christi, seiner Mutter Maria und vieler Heiligen Gottes. Ein geistlicher Schatz von Vater Cochem.“

In dieses Buch las sich der Knabe mit wahrer Leidenschaft hinein, und er ward nicht müde, auch den Seinen daraus vorzulesen. Als das ruckbar ward, kamen die Leute herbei und baten ihn, auch ihnen aus seinem Buch vorzulesen. Dadurch verbreitete sich sein Ruf als Vorleser in der ganzen Gegend, und wenn jemand krank lag oder eine Totenwache zu halten war, wurde der Peter geholt, um aus seinem Buch vorzulesen. Einmal ward er sogar mitten im Winter nach der Stanz geholt, um das Testament der alten Drachenbinderin aufzuschreiben. Da es weder Papier noch Tinte im Hause gab, schrieb er's mit Kohle an die innere Seite einer Schrankthür, wofür er ein zierlich geschnitztes Kirchlein geschenkt bekam. Den vier Stunden weiten Weg von Alpel nach Stanz und wieder zurück machte Peter auf dem Rücken des Knechtes der Drachenbinderin!

Frühzeitig schon war in dem Knaben durch die Erzählungen des frommen Vaters das Verlangen rege geworden, einmal nach Mariazell zu der gnadenreichen Gottesmutter wallfahrten zu dürfen. „Mariazell erschien ihm damals als der Mittelpunkt aller Herrlichkeit der Erde. In seiner Seele lebte es als eine Welt voll Sonnenglanz und goldener Zier, voll heiliger Bischöfe, Priester und Jungfrauen, voll musizierender Engel, und inmitten unter ewig lebendigen Rosen thronte die Himmelskönigin Maria.“

Wie es kam, daß sein Sehnen plötzlich erfüllt ward, was er auf der Wallfahrt nach Mariazell erlebte, und was seine Kindesseele dort für Eindrücke empfing, das



Rossegger als Waldbauernbub, wie er den Kaiser Joseph suchte. Nach einem Aquarell aus dem Jahre 1854.

ist in der „Walldheimat“ (Band I, Seite 168—180) ausführlich zu lesen.

Ein andres Kapitel dieses köstlichen Buches erzählt uns, was der Waldbauernbub erlebte, „als er den Kaiser Joseph suchte“ („Walldheimat“ I, Seite 248 bis 284).

Peter hatte bei seinem Suchen nach Lesestoff in einem Nachbarhause auch ein altes Buch gefunden, das von der Wienerstadt und dem guten Kaiser Joseph erzählte, der sein Volk so sehr liebte und der unter die Bauern gegangen war, um zu sehen, wie sich so ein Pflug angreift. Diesen guten Kaiser wollte er sehen! Wenn der Kaiser zu den Bauern gegangen war, warum sollte der Waldbauernbub nicht zum Kaiser gehen? — Es war niemand da, der den Knaben hätte darüber aufklären können, daß sein guter Kaiser Joseph schon lange tot war. So wuchs der Wunsch, ihn zu sehen, in der Knabenseele ungehindert zu einem heißen Verlangen empor, und nach Ueberwindung verschiedener Hindernisse wanderte der kaum zwölfjährige



Peter Rosseggers Geburtshaus zum „Klupenegger“ in Alpel bei Krieglach.

Knabe eines Tages wirklich über den Semmering nach der Wienerstadt.

Grausam war die Enttäuschung, die seiner harrete. Geradezu vernichtet schlich er sich von dem Sarg des großen Kaisers hinweg. Bitterlich weinend fand ihn ein Mann an der Straße und nahm ihn mit nach Hause. Ein Maler war's, der an dem Knaben in seinem wunderlichen Aufzuge Gefallen fand und ihn

nun zu einem Bilde Modell sitzen ließ. Peter war höchst verblüfft, als er für das Stillstehen einen wirklichen Fünfguldenschein in die Hand gedrückt bekam. Er hätte damit glücklich nach Hause gelangen können, in den Sternen stand es aber anders geschrieben. Noch mancherlei Fährlichkeiten hatte er zu überwinden, ehe er wieder auf der Klupeneggalm ankam, wo er beinahe wegen seines langen Ausbleibens vom Vater mit dem Stod begrüßt worden wäre.

Vierzig Jahre später hat ein wunderbarer Zufall das Aquarellbildchen, das Professor Aloys Schönn damals von dem Waldbauernbuben gemalt hat, in die Hände des Dichters geführt, und so hat es auch hier Platz finden können.

Nach diesem Erlebnis, das einen so unerwarteten Verlauf nahm, hütete Peter wieder geduldig seine Schafe und — las. Sein Heißhunger nach Lesestoff war schlimmer als je, und wo er nur konnte, fahndete der Knabe nach Büchern. In den Häusern der Walldheimat war die Ausbeute, die er fand, nur gering, es that sich aber zum Glück in dieser Zeit eine neue



Rosseggers Vater.

Quelle für ihn auf, an der er seinen Wissensdurst stillen konnte.

Peters Firmpate, der Schmiedhofer, hatte seinen Sohn Urban nach Graz ins Seminar gethan, damit er „auf geistlich“ studiere. Als Urban das erste Mal in die Ferien kam, brachte er seine Schulbücher mit. Wer aber am meisten darin studierte, das war unser Peter. Die „Deutschen Lesebücher für Gymnasien“, „Walters Weltgeschichte“, das „Handbuch des katholischen Kultus“, den „Leitfaden der Erdkunde“ und die Landkarten dazu — alles las er immer und immer wieder. Er ließ seine Ochsen und Kühe auf der Weide Rinder sein, und wieder lag er im Grabe oder saß auf dem Steinhäusen am Feldrande und las! Neue Welten stiegen vor seinem Geiste auf, und seine wissensdurstige Seele schwelgte in Entzücken.

Um so trauriger war er aber, wenn die Ferien zu Ende gingen und der Student mit seinen Büchern wieder nach Graz zurückkehrte. Einmal hatte Urban ein Kästchen mit Wasserfarben in der Heimat zurückgelassen. Peter fand es und verlegte sich sofort eifrig aufs Malen. Er schnitt sich ein Büschel Haare ab und fertigte sich daraus einen Pinsel. Das Zeichnen bereitete ihm keine Schwierigkeiten, und so entstanden bald eine Menge Bilder, besonders Heiligenbilder. Noch heute sind in der Krieglacher Gegend

in verschiedenen Gebetbüchern Heiligenbilder zu finden, die der Waldbauernbub mit seinem Haar gemalt hat. Daß aus ihm statt eines Dichters ebenfögt hätte ein Maler werden können, steht für den außer Zweifel, der es weiß, mit welcher Sicherheit der Dichter noch heute neben der Feder auch den Stift und den Pinsel zu führen weiß.

In Peters Vaterhaus hatten sich inzwischen die



„Alpelhofer“ bei St. Kathrein am Gauenstein.

Verhältnisse recht traurig verändert. Der Vater lag zwei Jahre krank, und Feuersnot, Hagel und Viehseuchen brachten bittere Not. Um einen Esser weniger am Tisch zu haben, wurde Peter 1855, als ein Hagelwetter die Ernte vernichtet hatte, auf den Hefelrainhof als Ochsenknecht verdingt. Ein Jahr blieb er dort, dann lehrte er ins Elternhaus zurück, wo sich aber die Not so wenig verringert hatte, daß der Bauer mit dem Plan umging, seinen Besitz zu veräußern. Doch die Bäuerin gab das nicht zu. Der Gedanke, von dem Geburtshause ihrer Kinder fort zu müssen, war ihr zu schrecklich, und obgleich sie selbst krank war, arbeitete sie für zwei und gab die Hoffnung nicht auf, daß sie sich wieder emporarbeiten könnten.

Die Erfahrungen, die die verarmende Familie in dieser Zeit der Not mit ihren Dorfgenossen machen

schreibend am Tisch und ertrug geduldig das Brummen seiner Hausgenossen, die in derselben Stube gerne schlafen wollten.

Auch Kalender fertigte sich Peter an und illustrierte sie eigenhändig. Seine Lesenslust ward von seiner Lust zum Schreiben bald noch übertroffen, und in seiner Lade begannen sich die „G'schriften“ schier beängstigend anzuhäufen. Wenn er sich keine Bücher kaufen konnte, schrieb er sie sich eben selber!

Dem Waldbauern behagte dieses Treiben seines Sohnes gar nicht. Da es mit dem Studieren nichts war, mußte er doch Bauer bleiben. Wozu also das viele Lesen und Schreiben?

Je älter aber Peter wurde, desto deutlicher zeigte es sich, daß er zur Bauernarbeit gar nicht einmal kräftig genug war, denn trotz seiner ansehnlichen Körpergröße war er zu schwach, um den Pflug zu regieren. Was nun?

Da kam eines Tages ein Vetter zu Besuch. Peter heftete sich eben ein paar Bogen Papier zu einem Schreibheft zusammen und hantierte dabei so geschickt mit Nadel und Faden, daß der Vetter ausrief:

„Seht doch, wie gut er mit der Nadel umzugehen weiß! Laßt ihn doch Schneider werden!“

Dieses Wort entschied über Peters Zukunft. Wenn er einmal ein Handwerk lernen sollte, warum nicht dieses, das so sauber ist und seinen Mann nährt?

Als freilich die Waldbäuerin nach Gauenstein zu dem ehrsamem Meister Ignaz Orthofer kam und ihn bat, ihren Peter als Lehrling anzunehmen, weil er zum Bauer zu schwächlich sei, da meinte der Meister zuerst geringschätzig:

„Jeder Mist will heutzutage Schneider sein!“

Der gute Mann ließ sich aber erbitten, und so sehen wir unsern Peter, um seine Schneiderlaufbahn anzutreten, am 5. Juli 1860 zum Alpelhofer steigen, wo sich Meister Raz an diesem Tage auf Arbeit befand.

Fünf Jahre, von seinem siebzehnten bis zum zweiundzwanzigsten Jahre, ist Peter mit seinem Meister, in dem er einen ebenso geschickten als ehrenwerten Lehrmeister fand, „auf die Ster“ gegangen, das heißt von Haus zu Haus gezogen, um den Bauern die Kleider zu machen. Daß er dabei ein geschickter Schneider geworden wäre, läßt sich aber nicht behaupten. Wenn er nicht sonst so brav und ehrsam war, thät' er ihn fort-

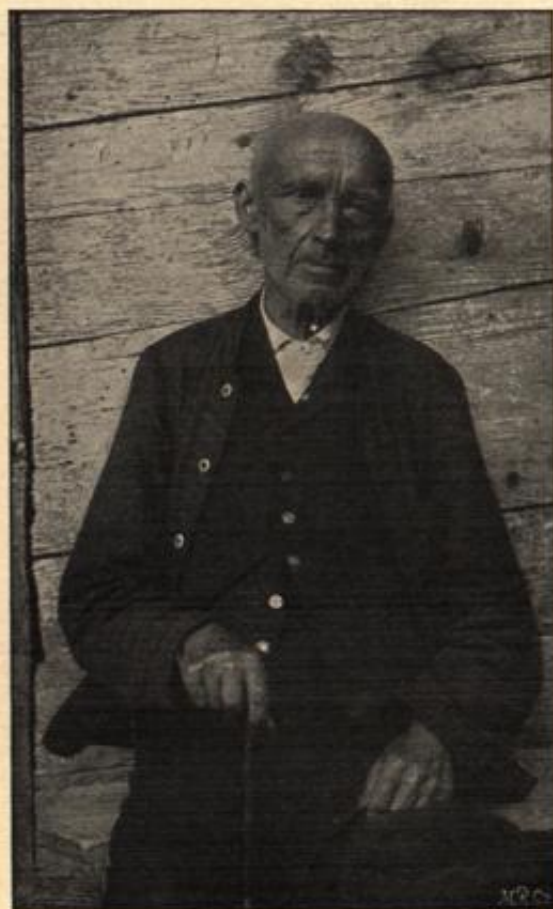
schicken, sagte der Meister, als Peter schon etliche Jahre sein Lehrling war; bei der Arbeit war' er gar nicht so geschick, wie man nach seinen Schriften vermehren konnte. Er hätte allzuviel Fabeleien im Kopf. Das war's! Der Bursche konnte eben das Schreiben und Dichten nicht lassen! Abends nach der Arbeit saß er noch auf und schrieb nieder, was er tags über gesehen und gehört hatte. Und was sah und hörte er alles in den fünf Jahren, die er bei seinem Meister war, und in den siebenundsechzig Häusern, in denen er mit ihm gearbeitet hat! In der Stille seines Elternhauses hatte er nie Gelegenheit gefunden, sein Heimatvolk so gründlich kennen zu lernen wie bei diesem Umherziehen von Hof zu Hof, und darum ist diese Zeit seine Hochschule gewesen, in der er das Bauerntum seiner Heimat im großen und einzelnen studiert hat. Zoll für Zoll wurde er eingetaucht in die Geheimnisse des Bauernlebens, die durchaus nicht jedem zugänglich sind, der sich gelegentlich einmal auf dem Lande aufhält, und was er sah und erlebte, mußte er niederschreiben — es zwang ihn förmlich dazu. So entstanden zahlreiche Gedichte in steirischem Dialekt, darunter das so berühmt gewordene „Darf ih' s Dirndl Lieb'n?“ Ferner „Truh- und Liebesg'angln“, Geschichten und Schwänke, sowie ein Predigtbuch: „Weg in die Ewig-

keit.“ Daneben schrieb er noch eine Zeitschrift: „Freude dich des Lebens“ und eine Monatschrift: „Frohe Stunden“. Eine weitere Zeitschrift betitelte er „Meine Gedanken“, und ein „Prachtwerk“ entstand, das er „Museum“ nannte und mit eigener Hand besonders glänzend illustrierte.

Kein Wunder, daß Peters Eltern und Meister Raz den Kopf schüttelten über den Burschen, der jeden Kreuzer, den er erübrigen konnte, zum Ankauf von Papier und Tinte verwandte und den Kopf voller Raupen hatte. Desto besser verstanden ihn seine Kameraden. Wenn er sich mit ihnen am Samstagabend oder am Sonntag in St. Kathrein oder beim Steinbauer oberhalb Mürzzuschlag traf, ging's gar lustig her. Peter mußte sein „Gedichtes“ vortragen, und



Der Steinbauer-Hof bei Mürzzuschlag.



Schneider-Raz, Peter Rosseggers Lehrmeister.

mußte, waren freilich trostlos. Vergessen war es, wie hilfsbereit die Bäuerin jederzeit gewesen war, und statt der Hilfe ward ihnen von den Nachbarn noch Hohn und Spott. Das Unglück frist eben die Freunde!

Bei all ihren Sorgen machte die Bäuerin wiederholt den Versuch, ihrem Peter den Weg zum Studium zu ermöglichen. Wo sie aber auch fragte, überall hieß es, zum Studieren gehöre Geld, und daß es im Klupeneggerhause keines gab, wußte niemand besser als die Bäuerin. Endlich erklärte sich der Dechant von Birkfeld bereit, etwas für den Knaben zu thun.

Peter kam also nach Birkfeld, um sich dort aufs geistliche Seminar vorzubereiten. Aber nur drei Tage ist er dort gewesen; dann erfaßte ihn solch ein entsetzliches Heimweh, daß er bei Nacht und Nebel aufbrach und den fünf Stunden weiten Weg über die Berge bis zum Vaterhause zurücklegte. Damals ist jenes Heimweh geboren worden, das den Dichter seither nicht mehr verlassen hat, das vielmehr noch heute sein ständiger Begleiter ist, sobald er den Fuß über die Grenzen der Heimat setzt.



St. Kathrein am Gauenstein.

dadurch ward er so berühmt in der ganzen Umgegend, daß die Leute immer zahlreicher herbeikamen, um den „g'spazigen Schneider“ zu sehen und zu hören. Seine Dicht- und Schreibkunst wurde auch bald von verschiedenen Seiten in Anspruch genommen. Den jungen Burschen mußte er Liebesbriefe schreiben und dem Lebseiter in Würzzuschlag Verse dichten, die dann auf den gebildeten Herzen prangten.

Unter den Zuhörern waren auch mehrmals solche, die dem jungen Schneider rieten, von seinem Gedichteten etwas drucken zu lassen. Dieser Rat mißfiel dem Peter nicht. Hatte er doch damals noch vor der Druckerschwärze einen ungeheuren Respekt. Aber wie das anfangen?

Da kam ihm ein Gedanke. Er packte einige seiner Gedichte zusammen und schickte sie an die „Grazzer Tagespost“. Das war die einzige Zeitung, die er kannte, weil der Kaufmann den Stoff, den Zwirn und so weiter dazwischen zu wickeln pflegte. Und richtig — nach einer Weile standen dort ein paar Gedichte von ihm abgedruckt. Er selbst aber erhielt von dem Redakteur Dr. Adalbert Svoboda einen Brief, in dem er aufgefordert wurde, alles, was er bisher gedichtet, der „Tagespost“ einzusenden.

Jetzt war guter Rat teuer! Peter hatte doch kein Geld, um eine Sendung mit der Post fortzuschicken zu können. Da erbot sich sein Firmate, der brave



Phot. Otto Schmidt, Wien.

Dorfplatz in Krieglach.

Schmiedhofer, die „G'schriften“ mit nach Graz zu nehmen. Der Gute ahnte nicht, was er versprach! Als er kam, um die Sachen abzuholen, ward sein Gesicht bedenklich lang, denn der Schriften waren es so viele, daß sie einen ganzen Tragkorb füllten!

Aber der Brave hielt Wort. In aller Winterkälte — es war im November 1864 — trug er den Korb mit den Manuskripten die sechzehn Stunden nach Graz hinab und lieferte sie getreulich in der Redaktion der „Tagespost“ ab.

Am Weihnachtsabend war's, da empfing die Mutter den von der Ster heimkehrenden Peter mit der Nachricht, in Krieglach auf der Post lägen allerhand Sachen für ihn, Briefe und dergleichen — auch was zu unter-schreiben.

Den Peter durchschauerte es. Auf einen Brief wartete er — aber mehrere — wo kamen sie her?

„Und in der Zeitung sollst auch stehen,“ sagte die Mutter weiter.

„Ich? In der Zeitung? Wer hat das gesagt?“

„Der Knittler Kohlenführer. Und in Krieglach thäten die Leut' nichts reden als von dir.“

Jetzt war's um Peters Ruhe geschehen. Sollte er bis morgen warten? Nein, noch heute mußte er wissen, was diese Nachrichten zu bedeuten hatten. Trotz aller Bitten der Mutter lief er noch am Abend durch Schnee und Eis nach Krieglach. Um elf Uhr war er dort — und die Post war selbstverständlich geschlossen!

Die Nacht verbrachte Peter in qualvollem Warten bei einem Kameraden, der ihn mit in seinen Pferdestall nahm. Auch hier vernahm er, daß er „in der Zeitung stünde“ und daß sie im Wirtshause viel von ihm geredet hätten.

Früh um sieben Uhr stand Peter mit verfrorener Nase am Posthause, um zu hören, daß erst um acht aufgethan würde. Und um acht wurde er, als er seinen

Namen nannte, gebeten, zu warten, bis alle andern abgefertigt wären! Wie ward ihm aber, als nach Beendigung dieser Qualen der Postbeamte ihm eine schwere Handvoll Briefe, Scheine und Paketchen durchs Schalterfenster reichte und dazu sagte:

„Alles für den steirischen Naturdichter!“

Dem Peter war zu Mute, als ob sich die ganze Welt um ihn drehte. Wie ein Wunder erschien ihm, was er jetzt erlebte. Sein Staunen erreichte aber den Höhepunkt, als er unter den Sendungen ein Zeitungsblatt fand, in dem ein langer Aufsatz stand, der von dem Waldbauernbuben und seinen poetischen Versuchen handelte. „Es möchten sich Wohlthäter finden, die es dem jungen Naturdichter ermöglichen, aus seinen kümmerlichen Verhältnissen herauszutreten und sich in der Stadt eine entsprechende Ausbildung zu erwerben.“

So bat Dr. Svoboda, und als Antwort auf diese Bitte kamen nun von allen Seiten Anerbietungen und Ratsschläge, Briefe, Bücher und Geldspenden.

Die Seinen schüttelten verwundert die Köpfe, als Peter mit diesen überraschenden Neuigkeiten heim kam. Sie wußten nicht, was sie davon denken sollten. Als aber die nächsten Tage neue Briefe und Sendungen und auch einen Antrag von Herrn Buchhändler Giontini in Laibach brachten, daß Peter als Gehilfe in seine Buchhandlung eintreten sollte, da ward ihnen klar, um was es sich handelte: Peter wollte fort aus der Waldheimat — hinaus in die Fremde — und das jetzt, wo er's doch daheim als Schneider so gut haben konnte! Das begreif' einer!

Auch der Schneider-Naz begriff es nicht, und er ist sich bis heute nicht recht darüber klar geworden, ob der Peter auch wohl daran gethan hat, daß er das Schneiderhandwerk aufgab und ein Bücherschreiber wurde. Trotzdem ist der Meister, der als hochbetagter Greis noch in St. Kathrein lebt, seinem einstigen Lehrling bis auf diesen Tag herzlich zugethan geblieben.

Peter ließ sich durch die Bedenken der Seinen nicht irre machen. Auf den Rat Dr. Svobodas nahm er das Anerbieten des Herrn Giontini an und siedelte nach Laibach über.

In Laibach harrete seiner eine große Enttäuschung. Er hatte gedacht, in einer Buchhandlung würde er sich nach Herzenslust satt lesen können, statt dessen hatte er die Bücher nur hin und her zu stellen, abzustauben, einzupacken und in Listen einzutragen — drin lesen durfte er nicht. Dazu das Leben in der Stadt, die vielen fremden Menschen und — das glühende Heimweh...

Nach acht Tagen fuhr unser Peter mit Sack und Pack nach Steiermark zurück, von Herrn Giontini mit freundlichen Worten entlassen. Es ging nicht — er konnte nicht in der Fremde leben!

(Fortsetzung folgt.)

Der Mord in der Villa Hobalt.

Kriminalroman

von

Friedrich Thieme.

1.

Schutzmann Weyrauch stampfte fröstelnd mit den Füßen den Boden und schob seine Hände in die weiten Ärmel seines dicken Mantels. Aufmerksam blickte er dann zu dem Firmament empor, das im Glanze von Tausenden von Sternen und des beinahe zum Vollmond gediehenen Erbsatelliten leuchtete. Nicht mit Gefühlen der Witzbegierde und Bewunderung, wie ein Astronom oder Dichter; Weyrauch besaß weder eine wissenschaftliche noch eine poetische Ader, nein, sein Antlitz zeigte bei der Betrachtung des funkelnden Azurhimmels im Gegenteil einen unverkennbaren Ausdruck des Mißmuts, denn die Klarheit und der Glanz des Firmaments ebenso wie das Flimmern der Sterne versprachen nicht nur eine Fortdauer, sondern vielleicht sogar noch eine Steigerung der herrschenden kalten Witterung, und der junge Beamte war der Meinung, daß das Thermometer doch wahrlich bereits tief genug gefallen sei.

„Noch eine gute Stunde,“ murmelte er, indem er seinen Dienstmarsch wieder aufnahm und mit Blicken, die nicht ganz neidlos erschienen, zu den hell erleuchteten Fenstern der zu beiden Seiten des Wegs sich erhebenden Villen aufschah. „Um elf werde ich abgelöst; wenn ich nur auch Feuer und Kaffee zu Hause fände — 's ist nichts, wenn man Jungeselle ist — pah, ich gehe in den „Fallen“ und dresche noch einen Schafskopf.“ In dem Gedanken an den „Fallen“ lag etwas Tröstliches und Beruhigendes, das selbst die Kälte des Januarabends erträglicher gestaltete und auf das frosterstarrte Gesicht des jungen Mannes ein behagliches Lächeln zauberte. Künftigeren Schritts als bisher ging er weiter und bog eben in eine noch unfertige Villenstraße der im Süden von Dresden gelegenen

Vorstadt Strehlen ein, als plötzlich aus einer einzelnen in einem Garten stehenden Villa eine weibliche Person in ungewöhnlicher Hast und laut und angstvoll schreiend hervorstürzte.

Sie wandte sich, unausgesezt um Hilfe rufend, nach der entgegengesetzten Richtung, indem sie fast sinnlos die Straße hinunterrannte; endlich aber brachte der laute Ruf des ihr nacheilenden Weyrauch sie zum Stehen, ja sie wartete sein Herankommen gar nicht ab, sondern lief ihm mit einem Aufschrei der Freude entgegen und brach beim Anblick seiner Uniform in die Worte aus: „Gott sei Dank, ein Schutzmann — o kommen Sie, helfen Sie, kommen Sie meinem Fräulein zu Hilfe!“

„Was ist geschehen?“ fragte rasch der Polizist.

„Sie ist ermordet — schwimmt in ihrem Blute,“ stöhnte das Mädchen zusammenschauernd. Das arme Geschöpf war nur leicht bekleidet, doch zitterte es sicherlich nicht vor Kälte, sondern lediglich vor Furcht und Aufregung; der Anblick, von dem es kam, war zu entsetzlich, zu furchtbar gewesen!

„Dort drüben?“ fragte der Schutzmann, nach dem Hause deutend, aus welchem er das Mädchen hatte hervorstürzen sehen.

„Ja —“

„Selbstmord?“

„Ich weiß nicht, ich glaube nicht — ich habe einen fremden Mann gesehen, der bei meinem Eintritt davonlief.“

Nun zögerte der Beamte keinen Augenblick mehr. Er war jung, groß, stark und mutig, außerdem bewaffnet. Was hatte er zu fürchten? Es dem jungen Mädchen überlassend, ihm zu folgen, so gut es konnte, rannte er mit atemloser Hast auf die bezeichnete Villa zu; die Gartenthür und auch die Hausthür standen weit offen, aber es brannte kein Licht im Flur oder auf der Treppe.

Weyrauch blieb stehen, das Mädchen erwartend.

„Wo? Parterre?“

„Erste Etage. Der Wind hat das Licht ausgelöscht, weil ich die Hausthür offen gelassen habe.“

„Zünden Sie es wieder an, ich habe Schweden bei mir.“

Er reichte ihr die Schachtel. Noch immer an allen Gliedern zitternd, willfahrte die Führerin seiner Weisung.

„Wem gehört das Haus?“ erkundigte er sich, während sie nach der Lampe tastete.

„Herrn Hobalt.“

„Ah, Herrn Hobalt,“ rief der junge Beamte überrascht. „So ist die Dame, von der Sie sprechen, seine Schwester?“

„So ist es.“

„Sind noch mehr Leute im Hause?“

„Nur die Köchin; der Gärtner wird wohl zum Regeln gegangen sein — es ist sein Abend.“

„Und Herr Hobalt?“

„Ist wahrscheinlich noch nicht zurück — er ist heute vormittag nach Meissen gefahren.“

In diesem Augenblick flammte das Licht auf.

„Leuchten Sie mir voran,“ rief Weyrauch.

„Um Gottes willen — das getraue ich mir nicht,“ rief die Dienerin angstbebend. Beim Schein des Lichts erkannte man, daß sie jung war, jung und hübsch.

„So geben Sie her.“ Er nahm ihr das Licht aus der Hand und schritt ihr voran, die Treppe hinan. In der Linken hielt er die Lampe, in der Rechten seinen Revolver. Er mußte auf alle Möglichkeiten gefaßt sein und war mit dem Terrain unbekannt. Acht Stufen führten zum Hochparterre, links befand sich die zur ersten Etage geleitende Treppe. Unangefochten gelangte er hinauf. Einen flüchtigen Blick um sich werfend, gewahrte er, daß die erste der in einen langen Korridor mündenden Thüren offen stand. Das Zimmer selbst war dunkel.

Ohne zu sprechen, wies er nur mit dem ausgestreckten Revolver nach der Thür.

„Ja,“ antwortete die Dienerin wie auf eine an sie gerichtete Frage.

Er trat hinein. Vorsichtig, aber entschlossen, und weniger aufgeregt als mit dem gehobenen Bewußtsein eines Polizeibeamten, der, mit der Lösung einer schwierigen Mission betraut, die Wichtigkeit seines Berufs fühlt. Das Zimmer war kein Schlafzimmer, es diente offenbar zum Aufenthalt während des Tages. Zwei Fenster nach der Straße, eins nach dem Garten; gelbeidene Juggardinen und lange weiße Tüllvorhänge, kostbare Palisandermöbel, eine goldbronzierte Hängelampe über dem Tische. Weiter konnte der Polizeibeamte im ersten Augenblick nichts wahrnehmen. Forschend hielt er Umschau.

„Auf dem Sofa,“ rief das Mädchen, das zagend an der Thür stehen geblieben war.

Das Sofa wurde durch den mit einer lang herabhängenden gestickten Decke versehenen Tisch verdeckt. Zwei Schritte weiter vortretend, blickte Weyrauch darüber hinweg. Er erblickte. Auf dem Sofa lag

lang hingestreckt, den Kopf etwas über den Rand des Möbels herabhängend, eine weibliche Gestalt. Ob alt oder jung, vermochte er nicht zu erkennen, denn das Gesicht war durch das darüber hinweggeschlossene Blut völlig unkenntlich gemacht, auch die in ein weißes Negligé gehüllte Brust war mit großen Blutflecken bedeckt, und die purpurne Flüssigkeit war von da an der Seite zum Boden hinabgesickert.

„Entsetzlich!“ rief Weyrauch, von dem Eindruck des gräßlichen Bildes übermannt. Einen Augenblick kam es ihm wie Schwindel an, er trat zurück, preßte die Hand vor die Stirn und suchte sich zu fassen. Er war noch nicht lange im Dienst und an solche Schreckensszenen nicht gewöhnt. Die Anwesenheit der Dienerin wirkte indessen wie ein belebendes Eliré auf ihn, vor ihr durfte er keine unmännliche, mit seiner Pflicht unvereinbare Schwäche zeigen. Mit erheuchelter Gleichmütigkeit trat er an das Sofa heran, ergriff die herabhängende Hand der darauf Liegenden und fühlte nicht ohne einen inneren Schauer nach dem Puls.

„Die Unglückliche ist sicherlich tot,“ bemerkte er mitteilend. „Ihre Hand fühlt sich kalt und starr an, und der Puls ist nicht mehr zu spüren. Immerhin thut es not, sofort einen Arzt herbeizurufen, vielleicht liegt sie nur im Starrkrampf und kann von kundigen Händen ins Leben zurückgerufen werden. Wohnt ein Arzt in der Nähe?“

„In der nächsten Straße.“

„So gehen Sie hin — eilen Sie. Wo ist die Köchin, von der Sie sprachen? Warum ist sie nicht auf Ihr Schreien und Rufen herbeigekommen?“

„Sie geht mit ihrem Bräutigam ein wenig in den Anlagen auf und ab, muß aber jeden Augenblick zurückkehren. Soll ich sie herbeiholen?“

„Wir haben keine Zeit dazu — nur rasch zum Arzt, und melden Sie dem ersten besten Kollegen von mir, den Sie antreffen, das Vorgefallene — er soll sogleich in der nächsten Polizeistation Bericht erstatten und alles Weitere veranlassen. Ich werde unterdessen hier Wache halten.“

Das Mädchen entfernte sich mit der durch die Verhältnisse gebotenen und ihrer Aufregung entsprechenden Schnelligkeit, während Weyrauch zurückblieb, um für die Erhaltung des Thatbestandes in seinem ursprünglichen Zustande Sorge zu tragen. So jung er auch im Dienste war, wußte er doch, daß darin seine erste und wichtigste Aufgabe bestand, nächst derjenigen, den oder die Mörder selbst zu fangen, wozu in diesem Falle vorläufig keine Aussicht war. Immerhin hielt er es für seine Pflicht, im Zimmer sorgfältig Umschau zu halten, wobei er den Blick auf die Leiche möglichst vermied; er zündete die auf dem Tische stehende Salonlampe an, blickte unter das Sofa, suchte in den Ecken nach, öffnete die Türen der anstößenden Zimmer und schaute zu den nach der Straße und dem Garten führenden Fenstern hinaus, nach jeder Manipulation eifrig darauf Bedacht nehmend, den status quo wieder herzustellen, ein von ihm geöffnetes Fenster oder eine aufgemachte Thür wieder zu schließen und einen etwa beiseite gerückten Gegenstand genau wieder auf den alten Platz zu rücken und in die frühere Lage zu versetzen.

Der Schuhmann blieb, wie sich denken läßt, nicht lange allein. Wenige Minuten nach der Dienerin Fortgang erschien die Köchin mit ihrem Bräutigam, einem schmutz aussehenden Postunterbeamten, welcher seinen Mantel mit der Grandezza eines Offiziers trug; sie hatte unterwegs Alma Hohl, das Dienstmädchen, getroffen, atemlos und totenbleich stürzte sie herein und kreischte beim Anblick der Toten wie eine Wahnsinnige. Weinend und klagend sank sie in einen Stuhl, „o mein Fräulein, mein armes Fräulein,“ stöhnte sie einmal über das andre, der Briefträger, ihr Bräutigam, hatte Mitleid, sie zu beschwichtigen.

Gleich darauf leuchtete Sanitätsrat Binsinger, ein alter, etwas asthmatischer Herr, die Treppe herauf. Er war der Hausarzt der Familie und von der Mitteilung entsetzt. Ohne sich auch nur Zeit zu nehmen, nach Ersteinigen der Treppe seine außer Ordnung geratenen Atmungsorgane wieder in Gang zu bringen, was er sonst in allen Fällen zu thun pflegte, trat er ein, rief dem Polizeibeamten seinen Namen und Stand zu und nahm die Untersuchung der Ermordeten vor.

Ein Blick und ein Befasten mit der Hand genügte dem erfahrenen Mann.

„Tot,“ kam es kurz und inhaltschwer von seinen Lippen.

Sodann neigte er sein Ohr auf die Brust der Leiche, hielt einen mitgebrachten kleinen Spiegel vor deren Mund, berührte die getrübbten Hornhäute der Augen — umsonst, das Herz, das so viele Jahre Tag und Nacht ohne einen einzigen Augenblick der Unterbrechung dem es bergenden Körper gebietet, verriet nicht die leisesten Spuren seiner Thätigkeit mehr, der Spiegel zeigte keinen Anflug von Hauch, und die Augenlider reagierten auf keine Berührung.

„Da ist nichts mehr zu thun,“ äußerte der alte Herr fast traurig. „Das Leben ist erloschen, ganz

erloschen — ich kann nichts als den eingetretenen Tod konstatieren.“

„Wann ist er eingetreten?“ fragte der Schuhmann. „Meines Erachtens noch nicht lange — vor einer halben Stunde, höchstens einer Stunde. Die Unglückliche hat drei Messerstiche in die Brust erhalten, einer hat das Herz, zwei haben die Lunge getroffen; außerdem ist sie am Halse gewürgt worden, um vermutlich ihre Hilferufe zu ersticken. Der Stich in das Herz hat den sofortigen Tod herbeigeführt.“

Weyrauch bückte sich plötzlich und hob vom Boden ein mit Blut besudeltes Messer auf. Es war nur ein Taschmesser, aber von ungewöhnlicher Größe, mit einer einzigen starken Klinge.

„Sehen Sie hier, Herr Sanitätsrat — damit ist gewiß die That vollbracht worden.“

„Zweifelloso,“ entgegnete der Sanitätsrat, das Instrument in Augenschein nehmend. „Was wollen die Leute hier?“ fuhr er darauf mit einem Blick auf die Thür des Zimmers fort, die sich von draußen geöffnet hatte und durch welche einige neugierige Köpfe hereinschauten.

Der Schuhmann wies die Zudringlichen hinaus, worauf er der Köchin befahl, die Hausthür und ebenso die Gartenthür zu verschließen, damit kein Unberufener die herrschende Verwirrung für seine dunklen Zwecke ausnützte. Unten am Gitter drängten sich trotz der späten Stunde zahlreiche Personen beiderlei Geschlechts, so schnell hatte sich — dank der Geschwähigkeit Almas, die ihr Geheimnis unterwegs einer ganzen Reihe von Begegnenden in ihrer Erregung und im erhebenden Gefühl der Bedeutsamkeit ihrer Nachricht zugesprochen hatte — die Kunde von dem schrecklichen Ereignis in der Gegend verbreitet.

2.

Noch diskutierten die im Zimmer Anwesenden über den Mord und seine mutmaßlichen Urheber, als ein Wagen vorfuhr, welchem Polizeikommissar Sartorius nebst einigen Subalternen entstieg. Sartorius, ein erfahrener Beamter in den besten Jahren, mit schwarzbraunem Schnurrbart, zahlreichen Runzeln auf der Stirn, einer stark hervortretenden, nach unten etwas gekrümmten Nase und finsternen Zügen, hinter denen sich ebenso wie hinter seinem etwas barocken, kurz angebundenen Wesen das beste Herz von der Welt verbarg, schob ungestüm die ihm im Wege stehenden Personen beiseite, rannte die Treppe hinauf und begab sich in Begleitung eines Polizeisergeanten auf den Schauplatz der That.

Nur einen kurzen Blick ließ er im Zimmer umherschweifen, dann wandte er sich an den vor ihm stehenden Weyrauch.

„Sie haben die Meldung erstattet, Weyrauch?“

„Jawohl, Herr Inspektor.“

„Wie ist der Fall zu Ihrer Kenntnis gelangt?“

Der Schuhmann berichtete es.

„Gut — dann zunächst zur Leiche. Die Ermordete ist Fräulein Hobalt, die Schwester des Architekten Hobalt?“

„Fräulein Josephine Hobalt,“ erwiderte die Köchin.

„Wie alt?“

„Sie feierte vor sechs Wochen ihren sechsundvierzigsten Geburtstag.“

„Sie haben die Tote untersucht, Herr Sanitätsrat?“

Der Sanitätsrat bejahte.

„Nichts mehr zu thun?“

„Gar nichts.“

„Und Selbstmord liegt nicht vor?“

„Ist völlig ausgeschlossen.“

Der Inspektor beschäftigte jetzt eingehend den toten Körper, betrachtete die Verletzungen der Leiche, untersuchte das blutige Messer und forschte dann sorgfältig nach Gegenständen, die auf die Spur des unbekannten Thäters hindeuten konnten.

Er hieß den Sergeanten das Licht vom Tische nehmen und ihm leuchten, worauf er Fuß für Fuß den braun gestrichenen Boden des Gemachs untersuchte. Nichts fand sich, als dicht am Sofa ein Buch, in welchem die Tote wahrscheinlich gelesen hatte; es war Scheffels unvergänglicher „Trompeter von Säckingen“. Das Buch zeigte keinerlei Flecke oder Beschädigungen, es lag auch, wie der Inspektor feststellte, gerade dort, wo ein Buch ungefähr zu liegen pflegt, wenn es einer lesenden Person beim Einschlafen aus der Hand gleitet.

„Die Tote,“ erklärte Sartorius dem Arzt, „ist im Schlafe überrascht worden. Sie hat auf dem Sofa liegend gelesen und ist darüber eingeschlafen, das Buch ist ihrer Hand entfallen. Erst dann ist der Mord erfolgt. Sie ist aber, während der Thäter sein Werk ausführte oder vorher erwacht und hat um Hilfe gerufen oder doch zu rufen versucht, deshalb hat er die Arme bei der Kehle gefaßt und gewürgt. Sie erkennen doch auch nirgends Spuren eines Kampfes zwischen dem Mörder und seinem Opfer, Herr Sanitätsrat?“

„Ein Kampf hat keinesfalls stattgefunden. Herr Inspektor, die Tote war vielleicht noch halb im

Schlaf, sie vermochte nur zu schreien, war wohl auch körperlich zu schwach, um ernstlich etwas gegen einen starken Mann auszurichten. Denn die Hand, welche diese Stiche beibrachte, war zweifellos eine kräftige und feste.“

„Das Motiv der That liegt ebenfalls klar zu Tage,“ betonte der Inspektor, auf den im Hintergrunde des Zimmers stehenden Schreibsekretär zugehend und auf dessen geöffnete Klappe und die darauf umhergestreuten Sachen deutend. „Raubmord — ein regelrechter Raubmord! Ja, ja. Das Schloß ist mittels Dietrichs geöffnet, die Schubladen sind gewaltsam erbrochen. Gewiß lagen hier Geld und Schmuckgegenstände, vielleicht auch die Wertpapiere der Ermordeten — ist niemand da, der uns darüber Auskunft zu erteilen vermag?“

Er blickte nach der Köchin hin; Anna Hohl, die inzwischen zurückgekehrt war, kam dieser zuvor.

„Fräulein Hobalt bewahrte allerdings ihre gesamten Wertgegenstände in dem Sekretär auf.“

„Kommen Sie einmal her — können Sie uns sagen, wo dieselben gelegen haben?“

„In den Schubladen — mehr weiß ich auch nicht.“

„Und wieviel sie ungefähr — und was — doch das können Sie natürlich nicht wissen. Herr Hobalt ist wohl gar nicht anwesend? Hat ihm denn niemand von dem Vorgefallenen Mitteilung gemacht?“

„Er ist heute früh nach Weizen gefahren.“

„Und kehrt heute noch zurück?“

„In der Regel kommt er mit dem Halb-elf-Uhr-Zuge.“

Der Inspektor befragte seine Uhr.

„So kann er jeden Augenblick eintreffen — der arme Mann wird einen Todeschreck haben — soviel ich weiß, hingen die Geschwister sehr aneinander?“

„Sehr.“

Der Inspektor fuhr in seinen Nachforschungen fort, erzielte jedoch kein bemerkenswertes Ergebnis. Außer den Blutspuren an der Leiche und vor dem Sofa fanden sich keine mehr weder auf den Dielen noch an Möbeln. Ebenfalls entdeckte der Polizeibeamte Spuren des Eindringens und Entkommens des Mörders. Entweder war es dem Eindringling gelungen, sich unter dem Schutze der Dunkelheit in das offene Haus einzuschleichen und sich darin bis zu der für ihn geeigneten Zeit verborgen zu halten, oder er hatte die Türen mit Nachschlüsseln oder Dietrichen erschlossen. Auf dieselbe Weise, wie er gekommen, mußte er sich auch wieder entfernt haben, da andernfalls ein offenes Fenster den Beweis seines auf diesem Wege bewerkstelligten Rückzugs geliefert haben würde.

„Kein Zweifel,“ rief der Inspektor nach Kenntnisnahme von all diesen Einzelheiten. „Der Eindringling hat die Dame schlafend gefunden — hat sich so geräuschlos als möglich an seine Arbeit gemacht — plötzliche ist die Schlafende erwacht und hat irgend welche Rufe ausgestoßen — um sie zum Schweigen zu bringen und der Entdeckung zu entgehen, warf er sich auf sie, würgte sie und brachte ihr die tödlichen Stiche bei. Widerspricht meine Voraussetzung Ihrem Befund irgendwie, Herr Sanitätsrat?“

„Sie deckt sich vollkommen damit.“

„Gut — so ist die Aufnahme des Thatbestandes zunächst beendet, und wir können uns mit der Verfolgung des Thäters beschäftigen. Sagten Sie nicht, — er wandte sich an Alma, — Sie hätten einen Mann bemerkt, der sich bei Ihrem Eintritt aus dem Staube machte?“

„Ja, Herr Inspektor.“

„Teilen Sie mir —“

Der Inspektor wurde hier durch die Ankunft des Eigentümers der Villa, des Bruders der Ermordeten, unterbrochen. Der Gärtner Wölbing — der in seiner Person zugleich den Kutscher und Diener des Herrn Hobalt repräsentierte — verkündigte zurückkehrend die eben erfolgende Heimkehr seines Herrn, zugleich hörte man eine Droßke vorfahren, und wenige Augenblicke später wandte der Hausbesitzer, durch die Neußerungen des noch immer harrenden Publikums bereits auf das Schreckliche vorbereitet, dem Ort des ruchlosen Verbrechens zu.

Alban Hobalt, dem ein guter Beobachter etwas mehr als fünfzig Jahre zugebilligt hätte, bot eine Erscheinung, die dem bedeutsamen Rufe, welchen er in der ganzen Residenz genoß, vollkommen Rechnung trug. Seine moralische Persönlichkeit stand seit langen Jahren fest: er war reich, lebenswürdig im Verkehr, human gegen seine Untergebenen, Inhaber zahlreicher Ehrenämter, besaß eine offene Hand für Arme und Notleidende. Seit zwanzig Jahren in der Stadt, hatte er seine glänzende Laufbahn als einfacher Architekt begonnen; sein unübertreffliches Talent verschaffte ihm bald eine gute Praxis, die Kühnheit und Großartigkeit seiner Entwürfe einen Namen von steigendem Ruf. Sein Unternehmungsgeist bewährte sich bald auch für eigne Rechnung; von Haus aus ein sehr vermögender Mann, brachte er steriles Terrain, das keinerlei Kulturwert hatte, für billiges Geld an sich und errichtete darauf elegante Villen, die ihm zwar zunächst niemand



Germanenschlacht. Nach dem Gemälde von V. Ivanovics.

Reproduction of the painting by V. Ivanov.

abkaufte, die er aber kurz entschlossen so billig vermietete, daß bald alle besetzt und äußerst begehrt waren. Die rasche Ausdehnung der Großstadt arbeitete seinen Projekten in die Hände; die Straßen rückten ihm näher und näher, so daß seine exponierten Besitzungen schon nach wenig Jahren den äußersten Punkt eines prächtigen Villenviertels bildeten. Nun gingen sie reichend ab, und da er sich scharfblickend noch eine Menge Baustellen gesichert hatte, trug die Spekulation ihm Hunderttausende ein. Nicht lange mehr, so nannte man ihn den „Häuserkönig“. Seine Spekulationen, die er nun immer kühner und großartiger gestaltete und die zum größten Teil ein glücklicher Erfolg krönte, mochten nicht immer über allen Zweifel erhaben sein, aber das schadete seiner Popularität nicht im geringsten. Die moderne Häuser- und Grundstückspekulation bringt das so mit sich, und warum sollte er sein Kapital und seinen weiten Blick nicht ausnützen? That er es nicht, thaten es andre, er förberte ja auch auf diese Weise die Entwicklung der Großstadt und bewahrte sich übrigens ein so gentiles, von aller Probenhaftigkeit entferntes Wesen, daß man ihm sein Glück immer noch mehr gönnte als vielen andern seiner Art, die mit ihrem wachsenden Reichtum alle üblichen Eigenschaften des Parvenüs anzunehmen pflegten.

Den angenehmen Formen seines Charakters entsprachen diejenigen seines äußeren Menschen. Er war ein hochgewachsener, interessanter Mann von vornehmlichem Typus und sich dessen auch vollständig bewußt. Seine hohe, etwas volle Gestalt stellte eine gerade und selbstbewußte Haltung in Verbindung mit einer eleganten aber geschmackvollen Bekleidung in das günstigste Licht; er trug keineswegs seinen Reichtum zur Schau, hielt aber auf sein Äußeres und pflegte es gebührend. Seinen ausdrucksvollen Kopf mit den energischen Zeichnungen und Zügen hätte man vielleicht sogar zu charakteristisch nennen können, wenn nicht das kastanienbraune lockige Haar und der imponierende dunkelbraune Voll- und Schnurrbart die scharfen Linien desselben etwas abgerundet und der milde Blick seiner freundlichen Augen den grübelnden Ernst seiner Miene gemildert hätte.

Um das Porträt des „Häuserkönigs“ zu vollenden, wollen wir gleich an dieser Stelle erwähnen, daß Hobalt sich kurze Zeit nach seiner Niederlassung in der sächsischen Residenz mit einer jungen Dame aus der besten Gesellschaft vermählt hatte. Das Ansehen ihrer Familie galt ihm als reicher Ersatz des fehlenden Mammons, Geld nannte er ja selber genug sein eigen. Die Ehe war keine glückliche, denn sie blieb kinderlos, und dieser Umstand und ein von Natur unglückliches Temperament verwandelte mit der Zeit seine Frau in eine jener erbarmungswürdigen Vertreterinnen ihres Geschlechts, die sich und andern nur eine qualvolle Last sind, und die, während sie sich beständig als arme Dulderinnen aufspielen, doch in Wahrheit die Duldung ihrer Umgebung tagtäglich auf die härtesten Proben stellen. Meta Hobalt war außerdem eifersüchtig und peinigte ihren Gatten mit ihrem Mißtrauen um so mehr, je weniger sie wirklichen Grund dazu hatte. Hobalt ertrug alles mit Gleichmut und Geduld, er liebte offenbar seine Frau trotz alledem und nahm sich ihren fünf Jahre vor Beginn unsrer Erzählung erfolgten Tod sehr zu Herzen. Spuren von Nervosität, die man seitdem an ihm wahrnahm, führte der Arzt in ihrem Ursprunge auf die seelische Erschütterung dieser Trennungstunde zurück; auch erholte er sich von dem schwereren Schläge nicht mehr vollständig, obwohl er in seiner ebenfalls in Dresden wohnhaften Schwester Josephine, die nunmehr in sein Haus übersiedelte und die Leitung seiner Wirtschaft in die Hand nahm, eine in Hinsicht der Verwaltung der häuslichen Obliegenheiten die Verstorbene mehr als ersetzende Hilfe fand.

Josephine Hobalt war in ihrer äußeren Erscheinung dem Bruder ungemein ähnlich, nur kleiner von Figur und von zarteren Formen. Ihre Haut glänzte weißer, ihre Augen von hellerem Braun besaßen mehr Schmelz, und ihr Haar zeigte sich um einige Nuancen lichter. Eine größere und augenfälliger Verschiedenheit prägte sich im Charakter aus. War Alban Hobalt der Mann des öffentlichen Lebens, der im vollen Strome des Verkehrs und der Zeit dahinschwimmt, sich mit den kräftigen Ellbogen energisch Bahn machend, so verkörperte sich in Josephine das Ideal eines Weibes in einer jetzt freilich nicht mehr allgemein angenommenen Auffassung. Sie haßte alle rauschenden Vergnügungen, lobte sich ihr stilles Heim, ihren Balkon mit seinen Geranien, Fuchsen und Rosen, seinen Festons von Kapuzinerkresse und Blattpflanzen, seiner üppigen Draperie von wildem Wein. Auch sie galt für wohlthätig und menschenfreundlich und behandelte ihre Untergebenen mit Güte, Rücksicht und Höflichkeit, doch prägte sich um ihren Mund ein etwas herber und verbissener Zug aus, der bei ihr indessen nicht auf Festigkeit und Schärfe der Sinnesart deutete, sondern mehr als der hinterlassene Eindruck eines tief schmerzlichen Kammers erschien, als der körperliche Ausdruck einer

seelischen Wunde. Ihr sinnender Ernst, ihre Liebe zur Einsamkeit, ihr nachdenkliches Wesen, ihre ängstliche Verschlossenheit in allen sie selbst angehenden Dingen schrieben sich wohl von derselben Ursache her; sie habe ein Geheimnis, erzählten die Nachbarn und Bekannten, und sie wußten auch Genaheres darüber zu berichten. Josephine, flüsterten sie, sei in ihrer Jugend ein bildschönes Mädchen gewesen, leidenschaftlich, geistvoll, vielumworden. Ihr Vater habe beabsichtigt, sie mit einem Offizier zu verheiraten, sie habe sich aber standhaft geweigert, weil ihre Liebe einem Schauspieler gehörte, einem Menschen, zwar leichtsinnig und gewissenlos, aber von eigenartig beständiger Erscheinung, der über alle Mädchenherzen eine seltsame, geheimnisvolle Herrschaft ausübte. Der Vater bestand nichtsdestoweniger auf seinem Willen, und Pinni, kurz entschlossen, entfloß mit dem Manne ihres Herzens nach der Neuen Welt. Als der frivole Geselle dort erkannte, daß sich ihre Eltern von ihr loszagen würden, wenn sie nicht von ihm ließe, und er also nichts von ihnen zu erwarten hatte, überließ er die Mittellose ihrem Schicksal. Sie sah ihn nie wieder, liebte ihn aber noch trotz seiner Erbarmlichkeit und beweinte ihn seitdem. Das war ihr Geheimnis, wie die Leute es sich in die Ohren raunten. Gewiß war, daß sie länger als drei Jahre abwesend blieb, erst nach dem Tode ihres Vaters kehrte sie zurück und gelangte in den Besitz der ihr zustehenden Hälfte seines bedeutenden Vermögens. Der reichen Erbin fehlte es natürlich auch jetzt nicht an Bewerbungen und blenden Anträgen, sie wies jedoch alle Anerbietungen zurück und beharrte bei ihrer Abgeschlossenheit und Einsamkeit. Der Schauplatz dieser Ereignisse war nicht Dresden, sondern eine süddeutsche Stadt; derartige Nachrichten pflanzten sich indessen überallhin fort; in ihrer jetzigen Heimat, die ihr so verhängnisvoll werden sollte, war Josephine erst vor ungefähr zehn Jahren eingetroffen, den Bitten ihres Bruders, der sie in seiner Nähe zu haben wünschte, nachgebend. Anfangs bewohnte sie die zweite Etage eines in der Nachbarschaft gelegenen Hauses, nach dem Ableben ihrer Schwägerin verlegte sie ihren Wohnsitz in die Villa ihres Bruders selber. Der Entschluß kostete sie aber, wie es schien, langes Bögern und ungeheure Ueberwindung.

Wenn sich in ihrer Abgenüßtheit, ihr derzeitiges Quartier zu beziehen, eine Art Vorgefühl ausdrückte, so hatte daselbe sie nicht betrogen. Frevelnd gemordet, blutüberströmt, starr und bleich, fand Alban Hobalt diejenige wieder, die er wenige Stunden vorher in aller Frische des Lebens verlassen.

Der arme Mann brach bei dem grauenvollen Anblick zusammen — zu jäh war das Entsetzliche über ihn gekommen.

„O Pinni, Pinni!“ schrie er auf, als er wankenden Fußes an das Lager der Toten trat, dann sank er in die Kniee und bedeckte schluchzend seine Augen mit den noch in den schwarzen Glacés verborgenen Händen.

Die Umstehenden bezeugten seinem Schmerz durch längeres Schweigen ihre Achtung. Mehrere Minuten vergingen, bevor sich Hobalt so weit faßte, daß er aufstehen und sich mit der stammelnden Frage an seine Umgebung wenden konnte, was denn geschehen sei? Wer das unerhörte Verbrechen begangen und aus welchem Grunde man dieses harmlose, kindliche, segensvolle Leben zerstört habe?

Inspektor Sartorius trat zu ihm hin, ihm ergriffen die Hand auf die Schulter legend.

„Herr Hobalt, ermannen Sie sich — ich weiß zwar, daß man den ersten heftigen Schmerz lieber austoßen läßt und sich billige Trostgründe für geeignetere Augenblicke aufspart, aber mein ernstes Amt legt mir die Pflicht auf, einige Fragen an Sie zu richten, deren Beantwortung für unsre Recherchen von Wichtigkeit ist. Fühlen Sie sich im Stande, mir dieselben zu beantworten?“

„Ich — ich will es versuchen,“ erwiderte Hobalt mit zitternder Stimme.

„Ihre unglückliche Schwester ist allem Anschein nach das Opfer eines verruchten Raubmords geworden — der Sekretär hier ist geöffnet und zum Teil seines Inhalts entleert worden. Können Sie uns sagen, ob Fräulein Hobalt ihre Wertpapiere hier aufbewahrte?“

Der Angeredete starrte den Polizeibeamten eine Weile wie verständnislos an, dieser mußte ihm die Frage wiederholen, bevor er ihren Sinn klar erfaßte.

„Ihre Wertpapiere — nein, höchstens einzelne Stücke vorübergehend. Sie hat dieselben bei ihrem Banquier deponiert — aber ihre Pretiosen und ihr Bargeld befanden sich meines Wissens darin.“

„In den Schubladen oder in einem geheimen Versteck?“

„In den beiden untersten Schubfächern.“

„Dann hat der Räuber in der That sowohl das Geld als den Schmuck mitgehen heißen — wieviel Geld mag Ihr Fräulein Schwester wohl dagehabt haben?“

„Fünfhundert bis tausend Mark lagen stets zur Verfügung in dem Schranke.“

„Und bewahrte sie ihre sämtlichen Juwelen hier auf?“

„Sie besaß nicht allzuviel — einige mögen wohl auch auf ihrem Toilettentisch und in ihren Kommoden zerstreut liegen. Haben Sie noch eine Frage an mich, mein Herr?“

Er hatte mit müder, zuletzt fast versagender Stimme gesprochen. Der Inspektor betrachtete ihn mit einem Ausdruck aufrichtiger Teilnahme.

„Rein, Herr Hobalt.“

„Denn ich kann — ich kann diesen Anblick nicht länger ertragen — ich muß ihm entfliehen — muß mich ausweinen, mich wiederfinden. Die Menschen alle — mein Gott!“

„Gehen Sie, gehen Sie nur.“

„Gute Nacht, meine Herren.“ Der gebrochene Mann schritt langsam der Thür zu. Plötzlich taumelte er, der Gärtner Wölbling sprang zu seiner Unterstützung herbei, ergriff seinen Arm und führte ihn hinaus.

Inspektor Sartorius blickte dem Davonschreitenden mitteilend nach, dann nahm er seine Inquisition wieder auf.

„Nun reden Sie, wie ist Ihr Name?“

„Alma Hohl.“

„Welche Stellung bekleiden Sie im Hause?“

„Ich bin Mädchen für alles — eigentlich lag mir aber die spezielle Bedienung des gnädigen Fräuleins ob.“

„Sie haben den Mord entdeckt?“

„Ja, Ich —“

„Warten Sie. Wie kam es, daß das Fräulein so ganz allein war?“

Alma blickte mit einem Anflug von Verlegenheit nach der Köchin.

„Bertha hatte in der Küche zu thun.“

„Wo ist die Küche?“

„Im Souterrain, auf der andern Seite des Hauses.“

„Und der Gärtner?“

„Hat heute seinen Regelabend, er geht da immer, wenn er nicht gebraucht wird, um acht Uhr fort und kommt gegen elf Uhr zurück.“

„Und Herr Hobalt war nach Meissen gefahren?“

„Ja.“

„Fährt er öfter nach Meissen?“

„Jede Woche ein paarmal, er hat einen Hotelbau auszuführen.“

„Ganz recht, Sie befanden sich also allein bei dem gnädigen Fräulein?“

Alma Hohl errödete.

„Anfangs, ja — das Fräulein entließ mich dann — sie legt sich immer auf das Sofa und liest einige Stunden.“

„Wann war das?“

„Gegen halb neun Uhr.“

„Aber Sie sollten in der Nähe bleiben?“

„Ich ging nur ein wenig in die Küche hinunter, um mit Bertha zu plaudern.“

„Um — aber Bertha war nicht in der Küche?“

„Doch.“

„Ich denke, sie promenierte mit ihrem Bräutigam in den Anlagen drüben?“

Der Briefträger trat heran, um eine Bemerkung einzuschalten. Der Inspektor wies ihn zurück.

„Geduld, Sie kommen später an die Reihe. Alles mit Methode, oder wir werden nie zum Ziele kommen. Lassen Sie erst das junge Mädchen sagen, was sie weiß.“

Alma entgegnete: „Ihr Schatz kam erst kurz vor zehn Uhr — als er pff, ging sie zu ihm hinaus, und ich ging nach dem Zimmer des Fräuleins zurück, um zu fragen, ob sie noch Aufträge für mich habe. Als ich in das Zimmer trat, war es finster darin. Das fiel mir auf, da sie sonst stets die Lampe brennen ließ — ein ängstliches Gefühl überkam mich, weil ich gar nichts von ihr hörte — es war so sonderbar still, kein Atemzug, kein Geräusch — ich lief schnell wieder hinunter und holte die Flurlampe. Die Thür öffnet sich nach innen, ich schlage sie wiederkommend zurück und trete hinein. Wenige Schritte habe ich gethan, da hör' ich hinter mir ein Geräusch, und mich umdrehend, erblicke ich einen großen, schwarz gekleideten Mann, der sich hinter der Thür postiert hatte und, wie ein Blitz an mir vorüberhuschend, die Treppe hinunterjagte. Ich rufe laut Hilfe, Hilfe, doch niemand war ja in der Nähe, ihn aufzuhalten, was wohl auch vergeblich gewesen sein würde, denn gleich darauf wurde unten die Hausthür heftig zugeschlagen. Nun sehe ich mich ängstlich nach dem Fräulein um und erblicke auf dem Sofa die blutige Gestalt. Vor Schreck fiel mir fast das Licht aus der Hand, ich war wie gelähmt vor Entsetzen und zitterte an allen Gliedern, dann rannte ich wie eine Besessene, das Licht in der Hand, das ich unten hinstellte, hinaus und hinunter auf die Straße, laut schreiend und um Hilfe rufend. Das ist alles, was ich weiß.“

„Wie sah der Mann aus, den Sie erblickten? Können Sie ihn näher beschreiben?“

„Nein — ich hatte nur den flüchtigen Eindruck einer schwarzen Gestalt.“

„Sie würden ihn auch nicht wiedererkennen?“

„Ich glaube nicht.“

Der Inspektor dachte einige Augenblicke nach, dann fuhr er fort: „Sonst weiß niemand von den Anwesenden etwas anzugeben? Sie wollten vorhin eine Bemerkung machen,“ wandte er sich zu dem Briefträger. „Wissen Sie etwas?“

Der Postbeamte bejahte.

„Wie ist Ihr Name?“

„Franz Gumprecht. Ich war schon gegen neun Uhr einmal da, um meine Braut zu besuchen. Sie konnte aber noch nicht abkommen. Ich promenierte dann einige Zeit in den benachbarten Straßen. Als ich unter den Fenstern dieses Zimmers vorüberging, hörte ich laut darin sprechen und unterschied deutlich zwei Stimmen, die einer Frau und eines Mannes.“

„Ah!“

Der Inspektor horchte auf.

„Täuschen Sie sich auch nicht?“

„Ich glaube nicht, Herr Inspektor.“

„Konnten Sie vernehmen, was gesagt wurde?“

„Das nicht.“

„Auch nicht einzelne Worte?“

„Gar nichts, dazu war die Stimme nicht laut genug. Die helle, die vermutlich diejenige des Fräuleins war, klang lauter und schärfer als die des Mannes. Ich legte natürlich der Sache kein Gewicht bei, sondern setzte meine Promenade fort — bis kurz vor zehn Uhr, für welche Zeit mich Bertha bestellt hatte. Ich pfiß, und sie kam sofort heraus, worauf wir zusammen den Anlagen zuspazierten.“

„Das ist sonderbar,“ murmelte Sartorius. Er versank in tiefes Nachdenken, aus welchem der Sanitätsrat ihn aufstörte.

„Bedürfen Sie meiner noch, Herr Inspektor?“

„Nein, ich danke Ihnen, Herr Sanitätsrat.“

„Gute Nacht — möchten Ihre Bemühungen recht bald zur Ermittlung des Täters führen, damit denselben die wohlverdiente Strafe treffe.“

Der Arzt entfernte sich, gleichzeitig hieß der Inspektor alle andern Personen mit Ausnahme des Schuhmanns Weyrauch und des von ihm mitgebrachten Polizeisergeanten hinausgehen, worauf er seine Nachforschungen von neuem begann. Nachdem er nochmals eine genaue Durchsichtung des ganzen Raumes vorgenommen, wendete er seine Aufmerksamkeit dem erbrochenen Sekretär zu.

An der Klappe sind keinerlei Spuren einer gewaltsamen Eröffnung zu bemerken,“ sagte er. „Der Eindrehen muß sich also eines Dietrichs oder gar eines Nachschlüssels bedient haben.“

„Wenn die Klappe nicht etwa schon herabgelassen war,“ wagte Weyrauch einzuwenden.

„Um, das wäre nicht unmöglich; aber dann würden die Schlüssel wahrcheinlich im Schloße — Weyrauch untersuchen Sie doch einmal die Taschen der Leiche. Es ist von Bedeutung, zu wissen, ob die Tote den Schlüssel bei sich trägt.“

Weyrauch gehorchte und förderte aus der Tasche der Ermordeten ein ziemlich umfangreiches Schlüsselbund zu Tage, an welchem sich auch, wie der Inspektor durch Probieren feststellte, der fragliche Schlüssel befand.

„Das ist freilich noch kein entscheidender Beweis,“ murmelte der Inspektor, indem er sich in die Betrachtung des Schloßes der Klappe vertiefte. „Leuchten Sie einmal, Böhme,“ befahl er nach einer Weile dem Sergeanten. „Ich glaube da etwas wie eine Verbiegung — natürlich,“ rief er, nachdem er den Schein des Lichts auf die betreffenden Stellen hatte fallen lassen, „die Reißbefahrungen“) sind zurückgebogen, damit haben wir den Beweis für meine Ansicht. Sehen Sie einmal dieses Schloß, Weyrauch, es ist künstlich eingerichtet und mit einem Dietrich nicht leicht aufzuschließen. Nur ein sehr geschickter Spitzbube bringt das fertig, und —“

Er hielt inne und starrte nochmals auf das Schloß.

„Kein Zweifel, das ist seine Arbeit, es kann gar kein andrer in Betracht kommen,“ rief er triumphierend. „Ich erkenne es sofort, wenn er seine Hand im Spiele hat.“

„Wen meinen Sie, Herr Inspektor?“ erkundigte sich der Schuhmann.

„Den Hamburger Friede; er ist vor vier Wochen erst aus dem Zuchthaus entlassen worden und hat nicht eher Ruhe, bis er wieder sicher verwahrt hinter Schloß und Riegel sitzt. Wir haben ihn, Kinder,“ erklärte Sartorius vergnügt. „Das heißt, wir kennen ihn, das haben ist eine andre Sache. An seinen Händen klebt diesmal Blut, und er dürfte

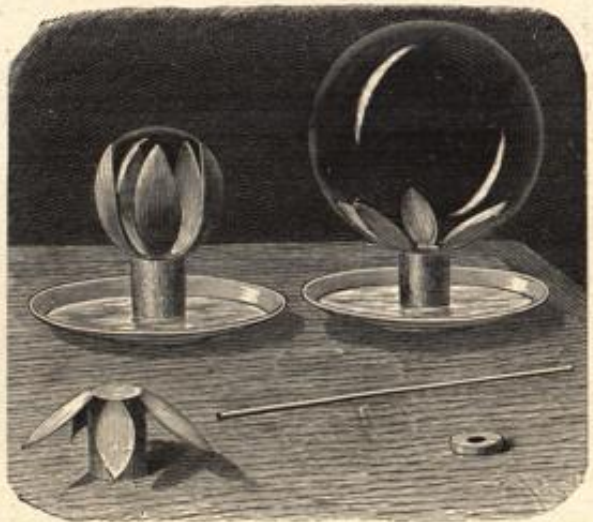
nicht lange in unsrer gefährlichen Nähe verziehen. Hier heißt es schnell —“

Ein lauter Lärm, der sich unten vor dem Hause erhob, schnitt ihm das Wort ab. Viele Stimmen schrien durcheinander, geräuschvolle Fußtritte erschallten, man vernahm den Ruf: „Das ist er, das ist er,“ und hörte ein Triumphgebrüll sich mit demselben mischen.

(Fortsetzung folgt.)

Amüsante Wissenschaft.

Die sich öffnende und sich schließende Blume. Man nehme ein Stückchen Stanniol und einen Korkpfropfen. Das Stückchen Stanniol kann man sich leicht von der Packung einer Schokoladentafel verschaffen, in diesem Falle muß man es aber recht sauber glätten, was am besten dadurch geschieht, daß man es auf eine Tischplatte legt und so lange mit dem Daumnagel darüber hinschleift, bis auch das geringste Fältchen verschwunden ist. Auf dieses Stanniolblättchen zeichne man dann eine achtblättrige Rosette, aber so, daß die Blätter um ein kreisförmiges Mittelstück von dem Durchmesser des Korkpfropfens zu stehen kommen. Am besten beschreibt man zuvor auf dem Stanniolblättchen einen Kreis von etwa 8 bis 10 Centimeter Durchmesser und zeichnet in diesen die Rosette ein. Nun schneidet man mit einer Schere die Rosette aus und befeuchtet sie mit Seifenwasser, das man in einer Untertasse bereit stehen hat. Legt man jetzt das Mittelstück auf den Korkpfropfen auf, so fallen die Blätter der Rosette



Die sich öffnende und sich schließende Blume.

um diesen herab. Nun blase man rasch, aber vorsichtig eine Seifenblase und nähere sie dem Mittelstück der Rosette. Sie wird sich alsbald auf diesem festsetzen und, wenn sie größer wird, die Blätter der Rosette an sich heranziehen, die sich wie ein Blumenkelch an sie anlegen, weil sie von der sich immer weiter ausdehnenden Haut der Seifenblase angezogen werden. Statt des Korkpfropfens kann man auch eine etwas stärkere Stecknadel nehmen, die man durch den Mittelpunkt des Mittelstücks steckt. Das Stanniol hat Festigkeit genug, daß man ihm eine ganz leicht gewölbte Form geben kann, die so lange anhält, bis die Blätter der Rosette von der Seifenblase angezogen werden und sich um sie anlegen. Hat die Stecknadel einen bunten Knopf, so wird dieser in die Seifenblase eingeschlossen werden, was die Sache noch schöner und interessanter macht. Man kann der Rosette auch einen in einen Pfropfen eingesteckten elastischen Messing- oder Kupferdraht als Stütze geben. Das leichte Blumengebilde sieht alsdann aus, als ob es sich auf seinem Stengel wiegte. Hat man die Blume in ihrer vollen Entfaltung vor sich gehabt und will dann sehen, wie sie sich schließt, so braucht man nur mit dem Röhrchen, mit dem man die Seifenblase geblasen hat, nachdem man es vorher von außen ausgepumpt, durch die Blase zu fahren und einen Teil der in ihr enthaltenen Luft abzusaugen. Die Blase wird dann sofort beginnen, ihren Umfang zu verringern, und die Blätter der Rosette werden sich langsam zusammenschließen wie die eines Blumenkelches, der, ermüdet von dem glühenden Licht des Tages, den süßen Schlummer der Nacht sucht.

Neue Bücher und Schriften.

Die natürliche Heilweise. Ratgeber für gesunde und kranke Menschen. Von Dr. med. C. Sturm. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. — Dieses auf durchaus wissenschaftlicher Grundlage stehende, doch in allgemein verständlicher Sprache geschriebene Werk erscheint gegenwärtig in einer Lieferungsabgabe (50 Lieferungen à 30 S.), so daß namentlich auch dem nur über bescheidene Mittel verfügenden Gelegenheit zur Erwerbung dieses trefflichen Hausbuches geboten ist. Der Verfasser vertritt die Grundzüge der modernen Heilweise, die ihre Ziele nicht nur darauf richtet, die Krankheiten zu heilen, sondern vor allem danach trachtet, ihnen nach Möglichkeit vorzubeugen. Wie man nun die Gesundheit sich erhalten oder die schwankende wieder kräftigen könne, dafür gibt das vorliegende Werk höchst wichtige Fingerzeige. Nicht weniger wie 268 Abbildungen im Text, 30 farbige Tafeln und zwei Modelle des männlichen und weiblichen Körpers dienen zur näheren Anschaulichkeit, und ein sorgfältig geführtes Register nach alphabetischer Ordnung ermöglicht die schnelle und sichere Orientierung. — Die erste Lieferung ist durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu erhalten. Auf Wunsch kann das Werk aber auch gleich vollständig in Originalimband — in zwei Bänden gebunden für M. 19.— oder in einem Band gebunden für M. 17.— bezogen werden.

Musikalien. André, Johann, Offenbach am Rhein. Die altbekannte Firma verleiht wieder eine reizende Serie wirkungsvoller Tonstücke für das Piano, die aus neue dem fein wählenden Publikum des renommierten Verlags betreffen. Es ist uns im ersten Heft unseres Jubiläumsjahrganges leider nicht genug Raum gegeben, Einzelnes besonders hervorzuheben, und müssen wir uns begnügen, die reiche Fülle der Neuerwerbungen hier, warm empfehlend, zu registrieren: „Gebet einer Braut“, Salonstück von G. Wehler. M. 1.20. — „Doux Réveil“, Valse lento von J. Sedivy. M. 1.50. — „Héroïsme“, March. M. 2.—. — „Tarentelle“ von J. de Santelleban. M. 2.50. — „Rolo“ von J. de Santelleban. M. 2.50. — „Danse Polaire“, Gavotte von Antonio Heller. M. 2.—. — „Gavotte“ von Weill. Capellmeister. M. 2.—. — „Fouille d'Album“ von H. Capellmeister. M. 1.50. — „Valse Caprice“ von H. Capellmeister. M. 2.—. — „Freude“ March von Aug. Gahndlen, zweif. M. 1.—. — „Conjunctio-Walzer“ von Jul. Selter, zweif. M. 2.—. — „Ueber den Sternen“, Walzer von Robert Schiller, zweif. M. 1.80. — Rheinisch: „Strömt herbei, ihr Böhmerinnen“ von Jos. Peters, Phantasie, komp. von Ernst Simon. M. 1.50. — „Für Zeit der Rosen“, Walzer von Ludwig André. M. 1.80. — „Pyrische Blätter“ von Max Strauß. M. 2.—. — „Auf Königs Befehl“, March von Aug. Gahndlen, zweif. M. 1.20. — „Wunderblumen“, Rheinische Volks von Heinrich Fungert. M. 1.20.

Allerlei Kurzweil.

Bilderrätsel.



Worträtsel.

Dem einen bin ich ein enger Raum,
Dem andern die weite Welt,
Dem einen bin ich sein Geistesraum,
Dem andern ein Herz, zugefüllt;
Dem einen bin ich ein Wandchen bunt,
Dem andern ein Lorbeerblatt,
Dem einen besetzteste Tafelkand,
Dem andern ein Essen satt;
Dem einen 'schen' ich mit voller Hand,
Dem andern ich nie was gab,
Dem einen verlass' ich an Grabestrand,
Dem andern empfang' ich am Grab.

Wacht's selbst-Rätsel.

D..	E..	S..	U..	G..	H..	G..
.e.	.i.	.e.	.n.	.e.	.e.	.n.
.r	.e	.n	.b	.t	.u	.r
H..	S..	G..	G..	D..	J..	G..
.e.	.e.	.e.	.i.	.e.	.n.	.r.
.t	.l	.m	.n	.e	.h	.s
E..	D..	G..	H..	S..	D..	J..
.i.	.f.	.f.	.u.	.f.	.t.	.u.
.c	.t	.g	.e	.g	.t	.m
J..	J..	G..	S..	S..		
.u.	.i.	.u.	.j.	.r.		
.b	.a	.m	.a	.e		

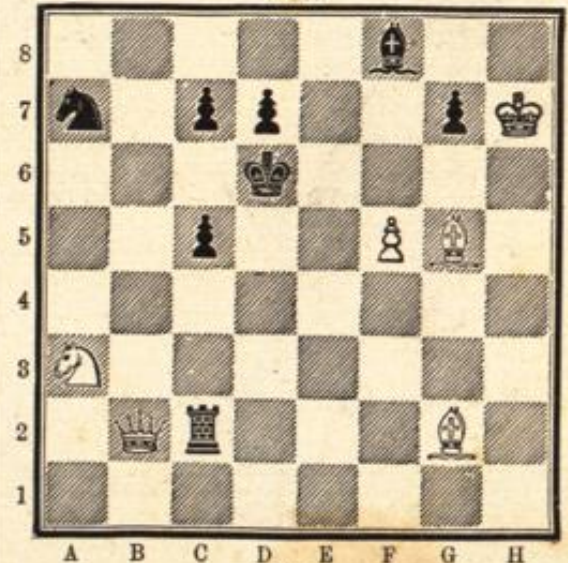
Die durch Punkte bezeichneten Stellen sind so auszufüllen, daß dadurch Hauptwörter von je drei Buchstaben entstehen, die jedoch — durch die ganze Aufgabe hindurch — sich niemals wiederholen dürfen; ebenso wenig darf je in all den Wörtern derselbe Buchstabe zweimal vorkommen. — Die Lösung kann, naturgemäß, eine verschiedene sein wie die des Aufgebers.

Schach.

Verarbeitet von E. Schallopp.

Aufgabe Nr. 1: Von E. Samstra in Neuwarden.
(Im Problemturnier der „Holländischen Bundeszeitung“ preisgekrönt.)

Schwarz.



Weiß.

Weiß geht an und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

*) Reißbefahrungen oder Eingeringe, kreisförmig gebogene Blechstreifen, welche in vielen Schlössern rings um das Schlüsselloch an Boden und Deckel des Schloßkastens angebracht sind, um die Sicherheit des Schloßes zu erhöhen.

Kurzgefaßtes Tagebuch des Herrn Rentier Plauzberger von seiner Weltreise.

Originalzeichnungen mit Text von Joh. Bahr.



„Fahrt um die Welt“ —
Na, das kost' Geld!



Pünktlich an Bord,
Schiff ist schon dort.



Kaum auf der See,
Angeht das Weh!



England ist schön —
Wenig zu sehn.



In Spanien die Frauen
Mit Glutaugen schauen.



Leider giebt's hier
Auch wilde Stier!



Asti spumante
An Kraters Rande.



Doch Bismsteinregen
Kommt ungelegen!



Landend in Kairo bin;
Wurd' halber tot gefährte'n.



Kamelrücken
Hat seine Tücken.



Von der „Pyramide“
Abwärts geht's rapide!



Im „Roten Meer“
Schwigt man zu sehr.



Indien ist fein,
Doch giebt's groß und klein.



Aber im Bett
Sind sie weniger nett!



„Singapore“ — Ball an Bord —
Werf' in Wicks mich da sofort.



Kam aus der Höh'
Leertopf — o weh!



In „China“ — Hundstragout,
Mit etwas Ratten zu.



Jedoch „Japanerland“ —
Höchst amüsant!



Aber das Opium
Zieht mir den Magen trumm.



Jetzt „Stiller Ocean“ —
Wer das so nennen kann!!



Darauf „Amerika“ —
Schnellzug bald hier bald da.



Fuhren sehr rasch und schön,
Blieben dann plötzlich stehn.



Reisegeld kutsch und weg —
In New York letzter Ged!



Doch in der Oper da, —
Da ist die Rosa ja!



Die einst verehrte
Und heißbegehrte.



Schnell ich mich rette —
Sie, wie 'ne Klette.



Daheim knie' ich nieder — —
„Einmal und nicht wieder!“

Preisrätsel.

Ich, der alte Rätsel-Onkel,
Komm' mit einem neuen Donkel,
Eigenartig, wunderbar,
Zu dem Jubiläumsjahr.

Nehme Euern Sinn gefangen
Hier mit vielgekrümmten Schlangen;
Was dem Giftzeug Ihr sollt thun,
Dieses sag' ich treulich nun.

Dreie sind's, mit Kopf und Spitze, —
Jetzt befehl' ich Eurem Wiße:
Daß, mit Schnitten, schlau und frei,
Aus den dreien Ihr macht zwei!

Also: In dem Preisgefächte
Schneidet mal, von links nach rechte,
Ueber Kopf und über Schwanz,
Aber, bitte sehr, nicht ganz!

Habt Ihr solches Klug gefunden,
Sollt noch einmal Ihr verwunden,
Diesmal ganz, vergeßt dies nicht,
Sind'gen Sinnes das Gezücht.

Jeho habt Ihr drei der Teile;
Einen legt, bedächt'ger Eile,
Hin auf Eures Tisches Eck —
Weiter hat er keinen Zweck.

Zu der Aufgab' voll Genügen,
Heißt es nun zusammensügen
Die zwei andern, daß, fürwahr,
Nur noch bleibt ein Schlangenpaar.

Jed' Reptil lieg' da behende,
Ganz, mit Kopf und auch mit Ende,
So, wie's einst sich windend bog —
Uns ums Paradies betrog.

Laßt den Mut drob nicht Euch dämpfen —
Gegen Schlangen anzufämpfen
Galt von da als tapfer Ziel,
War's gen eine oder viel.

Drum, im Jubiläumsjahre
Treu sich die Gemeinde schare
Zu dem Kampfe ritterlich, —
Dieses hofft und wünschet sich

In alten Treuen

der Rätsel-Onkel.



Preise für die Lösung des Preisrätsels.

1. Preis: **Prachtbibel**, mit 230 großen Bildern von Gustav Doré. 2 Bände in Original-Prachteinband. Preis M. 105.—.
2. Preis: **Shakespeare's Werke**. Illustrierte Prachtausgabe. 4 Bände. Original-Einband. Preis M. 40.—.
3. Preis: **Laufend-Bilder-Bibel**, die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments. Mit 1015 Bildern. In Original-Einband. Preis M. 30.—.
4. Preis: **Hauffs Werke**. Mit mehr als 300 Illustrationen hervorragender deutscher Künstler. Pracht-Ausgabe. 2 Bände in Original-Einband. Preis M. 25.—.
5. u. 6. Preis: **Kinder- und Hausmärchen**, gesammelt durch die Brüder Grimm. Illustriert von P. Grot Johann und R. Brincker. Pracht-Ausgabe auf feinstem Papier in großem Quarto-Format. In farbigem Original-Prachteinband mit Goldschnitt. Preis M. 25.—.
7. Preis: **Die Lehnjüngfer**. Roman von Emil Erhard. 5 Bände. Fein gebunden. Preis M. 25.—.
8. u. 9. Preis: **Leben Christi**. 30000 Bilder nach Gemälden berühmter Meister. Mit einem Prolog und 20 Bildern von Ludwig Heilmann. In silberner Mappe. Preis M. 20.—.
10. Preis: **Wanderungen in den Ampezzaner Dolomiten** von Theodor Wundt. Mit 71 Text- und 30 Abbildungen, 38 Einheitsbildern und einer farbigen Karte. In Original-Einband. Preis M. 20.—.
11. Preis: **Neber Land und Meer**. Illustrierte Octavo-Druck. Jahrgang 1900. 3 Bände fein gebunden. Preis M. 19.—.
12. Preis: **Aus fremden Jungen**. Jahrgang 1900. 2 Bände. Fein in Leinwand gebunden. Preis M. 16.—.
13. Preis: **Die drei Musketiere**. Roman von Alexander Dumas. Pracht-Ausgabe mit 250 Illustrationen. In Original-Einband. Preis M. 16.—.
14. Preis: **Eine ägyptische Königstochter**. Historischer Roman von Georg Ebers. Fein gebunden. Preis M. 15.—.
15. Preis: **Ben Hur**. Eine Erzählung aus der Zeit Christi. Von Lewi Wallace. Pracht-Ausgabe mit 170 Illustrationen. Fein gebunden. Preis M. 12.50.
16. Preis: **Der Zusammenbruch** (Der Krieg von 1870/71). Roman von Emile Zola. Reich illustriert. In Original-Einband. Preis M. 12.—.
17. Preis: **Barbara Blomberg**. Historischer Roman von Georg Ebers. 2 Bände. Fein gebunden. Preis M. 12.—.
18. Preis: **Die Sebaste**. Roman aus der Gegenwart von Wilhelm Jordan. Fein gebunden. Preis M. 12.—.
19. u. 20. Preis: **Goethes Faust**. Pracht-Ausgabe. Mit 1 Lichtdruckbild, 74 Text-Illustrationen und 16 Tonbildern. In Original-Prachteinband. Preis M. 12.—.
21. u. 22. Preis: **Schillers Gedichte**. Pracht-Ausgabe. Mit 1 Lichtdruckbild, 87 Text-Illustrationen und 20 Tonbildern. In Original-Prachteinband. Preis M. 12.—.
23. u. 24. Preis: **Goethes Werke**. In einer Auswahl herausgegeben von Heint. Dünker. Ein Band in Original-Einband. In elegantem Halbfraumband. Preis M. 10.—.
25. u. 26. Preis: **Literarisches Schachkästlein**. Ausgewählte Gedichte beliebter deutscher Dichter und Dichter. 10 Bändchen elegant in Leinwand gebunden. Preis M. 10.—.
27. u. 28. Preis: **Münchener Originale**. Gedichte in oberbayerischer Mundart von Konrad Dreher. Mit 23 Illustrationen hervorragender Künstler. In Original-Einband. Preis M. 10.—.
29. u. 30. Preis: **Kirchweih**. Gedichte in oberbayerischer Mundart von Konrad Dreher. Illustriert von Münchener Künstlern. In Original-Einband. Preis M. 10.—.
31. Preis: **Indische Gletscherfahrten**. Reisen und Erlebnisse im Himalaja. Von Dr. Kurt Voelz. Elegant gebunden. Preis M. 10.—.
32. Preis: **Lebenserinnerungen eines Bildhauers**. Von Prof. Jos. von Kopy. Elegant gebunden. Preis M. 9.—.
33. u. 34. Preis: **Das deutsche Vaterland im neunzehnten Jahrhundert**. Eine Darstellung der kulturgeschichtlichen und politischen Entwicklung, für das deutsche Volk geschrieben von Albert Pfister. Mit 6 Karten. Elegant gebunden. Preis M. 8.—.
35. Preis: **Hinter Pflug und Schraufloch**. Skizzen aus dem Taschenbuch eines Ingenieurs. Von Max Gyth. 2 Bände. Elegant gebunden. Preis M. 8.—.
36. Preis: **Schillers Werke**. Herausgegeben von J. G. Fischer. Ein Band in Original-Einband. In elegantem Halbfraumband. Preis M. 7.—.
37. u. 38. Preis: **Ungarischer Dichtersaal**. Porten, ausgewählt und im Vermaß der Originale überlegt von Irene S. Gierhalm. Mit vielen Porträts und Schmuck und einem Vorwort von Georg Ebers. In Original-Einband. Preis M. 7.—.
39. Preis: **Onkel Toms Hütte**. Von Harriet Beecher-Stowe. Aus dem Englischen überlegt. Mit 112 Illustrationen und 1 farbigen Bild. In Original-Einband. Preis M. 7.—.
40. Preis: **Deutscher Dichtersaal**. Deutsche Anthologie von Georg Scherer. Mit vielen Porträts und Illustrationen. In Original-Einband. Preis M. 7.—.
41. Preis: **Kriegstagebücher von 1866 und 1870/71**. Von Fred Graf Frankenberg. Gebunden. Preis M. 6.—.
42. u. 43. Preis: **Deutsches Kochbuch**. Von Margarete von Bennigsen. In originellem Einband. Preis M. 6.—.
44. Preis: **Leben und seltsame überraschende Abenteuer des Robinson Crusoe**. Von ihm selbst erzählt. Nach der ursprünglich englischen Ausgabe des Daniel Defoe. Mit 120 Abbildungen von Walter Pagel. In Original-Einband mit Gold- und Farbendruckverzierung. Preis M. 6.—.
45. Preis: **Württembergische Künstler in Lebensbildern** von Dr. August Winterlin. Mit 22 Bildnissen im Holzschnitt. In Original-Einband. Preis M. 6.—.
46. Preis: **Vom Schuttmädel bis zur Großmutter**. Plaudereien von Tony Schumacher. In Seide gebunden. Preis M. 5.—.
47. Preis: **Der Friesenpachter**. Roman von Dietrich Theben. Elegant gebunden. Preis M. 4.50.
48. Preis: **Das Gänsemännlein**. Erzählung von Otto von Feiged. Illustriert von W. von Hoffmann. Elegant gebunden. Preis M. 4.—.
49. Preis: **Bühnenwölfe**. Erzählung von Adele Hindermann. Elegant gebunden. Preis M. 4.—.
50. Preis: **Karl Heinrich**. Erzählung von Wilhelm Meyer-Förster. Illustriert. Gebunden in Original-Einband. Preis M. 4.—.

Die Lösungen müssen bis spätestens Ende Dezember 1901, unter Nachweis des Abonnements auf „Illustrierte Welt“, das heißt unter Vorlegung einer ordnungsgemäß ausgefüllten Abonnements-Cuittung oder -Bescheinigung der Buchhandlung oder des Postporteurs, von denen die „Illustrierte Welt“ geliefert wird, an die Redaktion derselben in Stuttgart mit dem Umschlagvermerk „Preisrätsel“ eingekandt werden. Der dem ersten Heft beiliegende Belegschein genügt als Legitimation nicht, auch nicht, wenn er — ohne weiteren Vermerk — den Stempel einer Buchhandlung trägt. — Anfragen und sonstige Mitteilungen wolle man dem Brief nicht beifügen. Die Bekanntgabe der Preisverteilung erfolgt in Heft 15.

Auf Wunsch werden den Gewinnern die empfangenen Werke gegen andere Werke gleichen Preises aus unserem Verlage umgetauscht.

Aus Küche, Haus und Hof.

Raviar (salzlos). 125 Gramm entgrätete Sardellen hackt man sehr fein, rührt dann 60 Gramm Butter und ganz fein gehackte Schale von einigen Trüffeln darunter. (Die Trüffeln sind nicht unbedingt nötig, man kann statt deren auch eine fein gewiegte Zwiebel nehmen.) Diese Masse treibt man durch ein recht grobes Sieb und nimmt sie mit einem Messer behutsam ab, damit die runde Form der grauen Tropfen, die auf der Rückseite des Siebes sich bilden, erhalten bleibt. Man richtet die Masse auf einem Teller erhöht an und stellt sie bis zum Servieren in Eis. Zum Thee als Butterbrotsbelag ist es eine willkommene Abwechslung.

Endiviergemüse. Man schneidet die Strünke ab, so daß die Blätter auseinanderfallen, entfernt die äußeren grünen und nimmt nur die hellgelb gebleichten. Sind sie gewaschen, läßt man sie in kochendem Salzwasser einmal aufkochen, gießt das Wasser ab, drückt die Blätter aus, kühlt sie in kaltem Wasser, schneidet sie fein und schwingt sie in kochender Butter, bestäubt sie mit etwas Mehl, verrührt dies gut und gießt kräftige Fleischbrühe daran. Gewürzt mit Salz und Muskatnuß, läßt man das Gemüse eine halbe Stunde schmoren und giebt Koteletten, auch verlorene Eier dazu.

Seiteier. Eine beliebige Anzahl Eier kocht man pflaumenweich, etwa fünf Minuten, schält sie und legt sie in kaltes Wasser. Dann läßt man 250 Gramm Butter heiß werden. In eine Schüssel legt man

so viel Senf, daß der Boden dünn damit bedeckt ist, schüttet die Butter darüber, legt die Eier hinein und serviert sie heiß. Man reicht frische neue Kartoffeln in der Schale dazu.

Kalbblaischülze. Man schneide Kalbsbrust in kleine viereckige Stücke und lege sie lose, mit Zitronenschale und Pfefferkörnern dazwischen, in einen hohen Steintopf, streue das nötige Salz darüber und übergieße sie mit einer Mischung von zwei Dritteln Bieressig und einem Drittel Wasser, binde den Topf mit einer Blase fest zu und lasse im Bain-Marie drei Stunden lang kochen.

Eiertuchen von Zwieback. Zehn bis zwölf Zwiebacke werden gestoßen oder gerieben und 1/2 Liter Milch darüber gegossen. Ist die Masse recht weich geworden, so quirlt man sechs Eidotter, zwei Eßlöffel voll Mehl, eine Prise Salz, zwei Eßlöffel voll Zucker, die abgeriebene Schale einer Zitrone, 70 Gramm gestoßene süße und einige bittere Mandeln nebst dem Schnee der sechs Eiweiße hinzu und bäckt Eiertücher davon.

Zitronenauflöfle. 125 Gramm Zucker, die fein abgeriebene Schale einer großen Zitrone werden mit acht Eidottern zu Schaum gerührt. Sodann fügt man den Saft der Zitrone bei und den Schnee der acht Eier. Nun füllt man die Masse in eine Form und bäckt sie 25 bis 30 Minuten bei mäßiger Hitze. Das Soufflé muß sofort zu Tisch gegeben werden, da es rasch fällt.

Anna Berg.

Das sich Lösen der Schnürbänder bei den sonst so bequemen Schnürstiefeln, zumal bei den halbhohen Schuhen, kann bei Märschen zu einer wahren Last werden, die einem das Tragen dieses Schuhzeugs zu vermeiden vermag. Alle Schnallen oder sonstigen künstlichen Vorrichtungen zum Vermeiden dieser „Los vom Schuh“-Bewegung versagen sehr oft, wie sich jede Hausfrau wohl schon überzeugt haben dürfte, die deshalb ein einfaches Schuhmittel, das sich immer bewährt hat, mit Freuden begrüßen dürfte. Man muß, bevor man die Schnürbänder zur Schleife knüpft, die Finger in kaltes Wasser tauchen und mit nassen Händen eine feste Schleife binden, die sich den Tag über nicht wieder lösen wird.

Seidene Spizenanhänge, die für die wärmere Jahreszeit sehr beliebt sind, verlieren ihre ursprüngliche Steife bei öfterem Tragen und sehen dann leicht unansehnlich aus. Solche schlaffgewordenen Spitzen tragen frisch man auf, wenn man einen kräftigen Theeausguss von schwarzem chinesischem Thee bereitet, ihn durchsieht, mit Zucker stark versüßt und in eine Schale gießt, die genügend groß sein muß, um den Umhang aufzunehmen, welcher wiederum vom Thee ganz bedeckt sein muß. Man läßt den Umhang einige Zeit in der Flüssigkeit liegen, drückt ihn behutsam, aber gut aus und legt ihn glatt ausgebreitet auf eine schwarze Unterlage auf ein Plättchen. Darauf bleibt er liegen,

bis er gut feucht war, aber nicht mehr naß ist und wird dann mit heißem Bügelleisen auf der linken Seite geplättet.

Niedrige Lederhühe sind bei jung und alt im Sommer eine Wohlthat für die Füße, sie weisen nur den Uebelstand auf, daß man aus den Schuhen, wenn sie nicht ganz stramm mehr sitzen und schon etwas ausgetreten sind, oft herausschleitet. Sehr unangenehm ist dies Herausgleiten beim Gehen, kann es doch leicht Veranlassung zu einer Fußverletzung geben, aber es ist auch der Verderb für die Strümpfe, die ungewöhnlich rasch davon durchgeschuert werden. Um das Herausgleiten völlig zu vermeiden, braucht man nur ein Stückchen Baumwollsammet hinten in den Schuh an das steife glatte Leder zu kleben, welches den Fuß, wenn er herausschlüpfen will, festhält.

Als Klebemittel für alle Metallgegenstände im Haushalt — im Sommer sind die mannigfachen Konservendbüchsen wohl die am meist in Betracht kommenden — ist Zwiebelsaft als das beste und billigste zu bezeichnen. Man wäscht, will man Büchsen oder andere Metallgegenstände mit Etiketten oder Zetteln aus Papier versehen, vorderst den betreffenden Gegenstand mit einer starken Sodalösung ab, dann preßt man Zwiebeln aus und streicht den Saft auf die betreffende Stelle, drückt das Papier darauf und läßt es trocknen. Ein Loslösen ist danach unmöglich.

Luise Hölle.

Was giebt es Neues?

Militär.

Die schwere 9 Centimeter-Kanone der deutschen Artillerie. Im Anschluß an die vor einiger Zeit gebrachten Geschütz-bilder der deutschen Artillerie führen wir heute unsern Lesern die schwere 9 Centimeter-Kanone vor. Dieses Geschütz wird nur für die Verteidigung gegen lebende Ziele angewandt; es werden daraus, wie bei der Feldartillerie, Kartätschen, Granaten und Schrapnells verfeuert. Das aus Hartbronze hergestellte Geschützrohr ist mit einer Stahlseele versehen, um ein rasches Abnutzen des inneren Laufes zu verhindern. Der Schieferfolg der 9 Centimeter-Kanone, die zu den Flachfeuergeschützen zählt, wird sehr gerühmt. Unser Bild stellt einen Moment beim Laden dar.

Verkehr.

Die Abnutzung des Goldes. Man könnte ohne alle Uebertreibung behaupten, daß Goldmünzen im Laufe von Jahrhunderten zu dünnen Braketeen herabsinken, also in nichts verschwinden würden. Wer einen goldenen Ring lange genug an seinen Händen trägt, wird diese Erfahrung auch längst bestätigt gefunden haben. An unsern Münzstätten weiß man das nur zu gut, und gerade diese Anstalten haben ein großes Interesse daran, den Betrag der Abnutzung der Goldmünzen auf das genaueste zu kennen, um die im Umlauf befindlichen Münzen in dem erforderlichen Gewicht zu erhalten. England war es, das eine so wichtige Sache zuerst erkannte. Der Londoner Münzmeister John Herschel nahm sich ihrer besonders an und fand bei den Goldmünzen der englischen Bank, daß dieselben nicht über 33 1/2 Jahre im Umlauf bleiben dürfen, wenn ihr Passiergewicht nicht unzulässig werden soll, da Sovereigns alljährlich um 0,4325, Halbsovereigns um 0,4379 Gran abnehmen, wie Martin im Jahre 1882 fand. Dergleichen Erfahrungen regten auch im Deutschen Reich zu ähnlichen Untersuchungen an. Hiernach beträgt die jährliche Abnutzung für je 1000 Zwanzigmarkstücke 0,72, für je 1000 Zehnmarkstücke 0,81 Gran, das ist 0,0004, dem Werte nach 0,2026 pro Mille. Das Schlussergebnis war, daß erstere 50, letztere gegen 25 Jahre im Umlauf bleiben können, ohne unter ihr Passiergewicht zu fallen. Hieraus folgt ganz von selbst ein Verlust, welcher sich nur nach Tausenden alljährlich berechnen läßt.

Großstadtklappen.

Die verfluchte Bettlerei. „I sag' Ihnen, meine Herr'n — Sie können mi' für an knicketen Menschen halt'n, der dene arme Leut' nix'n vagumt, mein'sweg'n! — was z' viel is, is halt amol z' viel! Da kummt' ja an Geldbeut'l hab'n wie an Mehlack so groß, nacha waar' er aa leer, bis di umschau'st! Kaum is jeh'n a bißl kalt wor'n — geht die Bettlerei scho' wieda an. Grad zahl'n darfst, grad' alleweil zahl'n! Da a Fünferl, dort'n a Fünferl, a Zwanzgerl, a Markl — ja wo kummt ma denn do hin, wenn ma an jeh'n, der die anbettelt, was geb'n wollt? Na! Na! I mag nimma! War mir scho' gnuua! Aus is's! Nix'n wird mehr geb'n! Gilly, no' a Mahl!“ — Der Herr Maier schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Maßkrüge erschrocken um einige Millimeter in die Höhe fuhren. Wenn der Herr Maier sprach, dann kuckte der ganze Stammtisch. So eine gewichtige Persönlichkeit verdiente mächtigen Respekt, und der Herr Maier hatte es auch verstanden, sich ihn zu verschaffen. Er traf den Nagel immer auf den Kopf. Er war ein Mensch, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte, aber dem auch ein Quintlein Verstand mehr die Hegemonie über seine Stammtischgenossen sicherte. Er war das reine Stammtisch-evangelium. Und wie er so seine Rede heruntergewettert hatte und mit einem energischen Ruck sich in seinen Stuhl zurücklehnte, daß vorne das dicke Bierbäuchlein wie eine halbe Erdkugel hervorquoll — da war der ganze Stammtisch minutenlang in nickender Pagode. Sieghaft überschaute Herr Maier seine Spezi, dann that er einen tiefen Zug aus der frischen Maß, die ihm die Gilly mit einem „Wohl bekomm's, Herr Maier!“ kredenzte. Die Herren am „Abonnierten“ schlürften ebenfalls nacheinander an ihren Krügen. Hier nahm einer eine schnalende Priße, dort stopfte ein anderer bedächtig seinen Kloben. Und mit einem Male ging's dann los. Von allen Seiten. Ganz recht hat er, der Herr Maier! Ganz recht! Genau so ist's! Heut bittelt ein jeder! Da kommt der Distrikts-vorsteher und bittelt für die armen Kinder seines Distrikts. Da bittelt dich ein stellenloser Arbeiter an. Da schellt's, und wenn du zur Wohnungsthür hinausschau'st, steht eine blasse, in Lumpen gehüllte Frau draußen, mit einem Säugling auf dem Arm. Natürlich — die bittelt auch! Dann kommt ein Handwerksbursche und bittelt dich um

ein Paar alte Stiefel an! Heut kommt der und bittelt bei dir für eine Kirchenkollekte, morgen kommt der und bittelt um einen Beitrag für die Wärmestuben, der andre für die Suppenanstalt, der dritte um eine Abgabe für Brennmaterialien für die Armen — Und so geht's fort. Ein jeder bittelt! — Und der Herr Maier nimmt wieder das Wort, und seine Stimme tönt aus dem Stimmengewirr und gewisser der Stammtischgesellschaft heraus wie dumpfgrollender Donner, und seine Augenbrauen ziehen sich zusammen wie dräuende Wetterwolken: „Ja, freilich! so is's! Arm schenka darfst di bei dera verflucht'n Bettlerei! I woas net, zu meiner Zeit, wie i no jung war, — da hat's das nit geb'n. Da hat ma sich g'schamt, so umananda z' bitteln! Da is oan nit eing'fall'n, wenn er grad' loa Geld g'habt hat, glei an andern anz'bitteln. Heutzutog kannst gar nix besser's thun, als aa a Armer wer'n! No ja! Sie lach'n! Da werd für oan g'sammelt und bittelt, daß 's a Freud' is! Wer thuat denn für uns was? Neand! Gar neand! Auf unsre Kösten werd alles g'macht! Wer nix'n is und nix'n hat, der soll schau'n, wie 'r durchkummt! I gib loan Pfennig mehrer her. An jeden, der no amal zu mir ins Haus kommt und bittelt, dem schlag' i d' Thür vor seiner Nas'n zu, er mag ausschau'n, wie 'r will! I hab's dick!“ Wieder ein mächtiger Faustschlag auf den Tisch, wieder eine tiefe Stille und minutenlanges Pagodengenick... — „Kaaf'n - S' a Straußel!“ tönt es plötzlich mit wehmütigem Klang in

brummigen Alten, und ein müdes Lächeln huscht wie ein irrer Sonnenstrahl über das dünne Gesichtchen... Dann wandert's langsam, mechanisch zum nächsten Tisch... Am Stammtisch will's nicht recht lebendig werden. Herr Maier kaut an seiner Zigarre, die ihm immer wieder ausgeht. Er bemüht sich, ein gleichgültiges Gesicht zu machen. Aber der gute Alte kann nicht schauspielern. Und wieder prasselt seine Faust wie eine Bombe auf den eichenen Tisch — „Hm!“ räuspert er sich — „Hm! Das Madel hat recht schlecht ausg'schaut! Und a G'schau hat's g'habt — na! na! So was! Es is a Rot auf dera Welt! — Da muas ma schon was thun!“ — „Ja! Ja! Da muas ma freilich was thun!“ echoten die Herren „Abonnierten“ und sahen vertholen zur Thür hinüber, durch die das kleine Blumenmadel hinaustrat in die eilige Winternacht...

Aus: „Dös giebt's!“ Münchner Humoresken von Maximilian Krauß. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Alpines.

Ein alpines Notsignal ist international vereinbart worden: Sechs hörbare oder sichtbare Zeichen in ungefähr einer Minute wiederholt, zum Beispiel Rufen, Jauchzen, Pfeifen, Schüsse, Schwenken mit einem Luch oder Kleidungsstück, bei Nacht Schwenken mit einer Laterne oder sonst mit Licht oder Feuer. Das wesentliche Erkennungsmerkmal ist die sechsmalige Wiederholung. Jedermann, der dieses Zeichen hört oder sieht, ist verpflichtet, unverzüglich Hilfe zu leisten; wenn das nicht möglich ist, Hilfe zu holen oder wenigstens sofort gehörigen Orts Anzeige zu machen. Die Antwort auf das alpine Notsignal, zum Zeichen, daß es gesehen oder gehört worden sei, und daß Hilfe komme, sind drei Zeichen in einer Minute. Das alpine Notsignal darf nur gegeben werden, wenn Leben oder Gesundheit von Menschen in Gefahr sind.

Auszeichnungen.

Der „Reichs-Anzeiger“ veröffentlicht eine Ordensauszeichnung, die als die Erfüllung einer Ehrenpflicht gegen einen der Besten begrüßt werden wird. Der Kaiser hat den ordentlichen Professor an der Universität Berlin, Geheimen Medizinalrat Dr. Rudolf Virchow, nach stattgehabter Wahl zum stimmberechtigten Ritter des Ordens pour le mérite für Wissenschaften und Künste ernannt. Dieselbe Auszeichnung ist dem ordentlichen Professor an der Universität Göttingen, Geheimen Regierungsrat Dr. Wellhausen, dem berühmten Bibelforscher, zu teil geworden.

Erziehung.

Der Provinzial-Erziehungsverein der Provinz Sachsen hat beschlossen, im Interesse der Kinder, die nach dem neuen preussischen Fürsorge-Erziehungs-gesetz ihren Eltern entzogen oder durch sonstige Umstände veranlaßt, der Fürsorge-Erziehung teilhaftig werden sollen, Mittel bereit zu stellen. Soweit diese es gestatten, wird er den als geeignet sich erweisenden Familien 100 Mark jährliches Erziehungsgeld gewähren.

Anglücksfälle.

Das verhängnisvolle Gerstenkorn. Aus Wien wird berichtet: Auf der chirurgischen Abteilung des Professors Hochenegg war durch vier Monate der Buchhalter einer Bierbrauerei und Malzfabrik an der seltenen, sehr gefährlichen Strahlpilzkrankheit (Akinomycose) in Behandlung. Der Patient hatte sich durch Zerbeißen eines Gerstenkorns in Lebensgefahr gebracht. Es wurde von ärztlichen Autoritäten wiederholt davor gewarnt, Getreidekörner, Mehren und so weiter in den Mund zu nehmen, da an trockenem Getreide der Akinomycospilz haftet, der in die Schleimhaut des Mundes oder durch die hohlen Zähne in den Körper gelangt und die Vergiftung hervorruft. Im vorliegenden Fall mußten an dem Kranken zwanzig operative Eingriffe, darunter fünf große Operationen in Marklofe vorgenommen werden. Erst nach siebenmonatiger schwerer Krankheit konnte der Patient als geheilt betrachtet werden. Er hatte seine Genesung nur seiner sehr kräftigen Konstitution zu danken. Das Gerstenkorn hatte er nicht aus Spielerei, sondern in Ausübung seiner Berufspflicht in den Mund genommen, da er die Gerstenkörner auf ihre Mehlbarkeit prüfen wollte.

Ehrenmeldung.

Dr. Eugen Lucius und Frau Wilhelm Reiser zu Frankfurt a. M. (beide in Beziehung zu den Höchster Farbwirken und chemischen Fabriken stehend) haben der Stadt Frankfurt a. M. für wissenschaftliche Zwecke 500 000 Mark zur Verfügung gestellt.



Die schwere 9 Centimeter-Kanone der deutschen Artillerie.

die Ohren des Herrn Maier. Die Herren schauen verdutzt auf. Der Herr Maier wendet seinen dicken Oberkörper mit einem Ruck um und starrt mit weit aufgerissenen Augen einem kleinen, zehnjährigen Mädchen ins Gesicht, das vor ihm steht mit einer Zigarrenschachtel unterm Arm, in der es noch mehr solcher halberstorbener Beilchensträupchen, wie's dem Herrn Maier eins anbietet, verborgen hat. Ein armes Hascherl! Da, auf den blaurot gefrorenen Wangen blühte keine Kindheit mehr, und aus den tiefliegenden, großen braunen Augen sah eine Welt früh gefühlten Jammers und Glends hervor. So steht es vor dem Herrn Maier — die verkörperte Not, und es ist, als ob die Beilchen nicht unter dem Winterfrost draußen, sondern unter dem eisigen, ertöndenden Hauch der Armut zusammengeschmückt wären... Der Herr Maier starrt das kleine, schlecht und dünn gekleidete Ding noch immer an. Es ging etwas von dem Kind aus, das ans Herz griff, tief, tief hinein in die Brust. Die Herren „Abonnierten“ gucken den Herrn Maier an — ihr Evangelium. Der Herr Maier rückt auf seinem Stuhl hin und her, er faucht, daß die Borsten seines Schnurrbarts aufstehen, dann wirft er sich in die Brust, und noch ehe er sich recht besinnt, hat er die breite, schwammige Hand in der Hosentasche. Und grunzend und gurgelnd holt er den fettigen Geldbeutel hervor, und plötzlich blinkt ein „Zwanzgerl“ in dem hohlen, frosterstarrten Händchen des kleinen Blumenmädels. Daß das keine Zauberei war, sahen die Herren Spezi gleich, aber sie machten doch ganz merkwürdig verblüffte Gesichter. Und dann holte einer nach dem andern auch ein paar Pfennige oder einen Nickel aus der Westentasche hervor und reichte es dem Kind hinüber. — „Bagel's Gott!“ flüstert das Mädchen, und ein dankbarer, feuchter Blick aus den großen Augen streift die

Handschriftenbeurteilung.

Charlotte Rhein. Soweit sich aus dem wenig geeigneten Material ersehen läßt, handelt es sich um einen recht bestimmten, festen Willen (siehe fester Duktus, Keulenendungen), um gute Intelligenz und einen klaren Verstand (leserliche, deutliche Schrift). Sie legen Nachdruck auf das, was Sie sagen, und schenken auch Nebenächlichem und Kleinem Beachtung (Verdickungen der

*gefaßt soll. - Roman Dina
wenn nicht ist nicht billiger
Schriftprobe zur Selbstkritik
Hofft wohlher zu lassen
schreiben, hat hier die
Schrift im Vorhand*

Endungen in den Langbuchstaben und genaue, sorgfältige Platzierung der i-Punkte und u-Beichen. Sie haben lebhaftes Sympathien und Antipathien und können durch Schärfe und Härte im Urteil verfehlen (scharfe, spitze Minuskeln). Weiche Regungen und warmes Gefühl fehlen aber nicht, trotzdem Sie im ganzen einen kühlen Eindruck machen. (Rundungen kommen vor bei wenig liegender Schrift.) In den Gefühlen sind Sie treu und

gleichmäßig (sich gleich bleibende Lage und Höhe der Buchstaben). Sie neigen etwas zu Mißtrauen und sind stets bestrebt, sich in nichts zu weit einzulassen und nichts zu übernehmen, dessen Ende sich der Berechnung entzieht (Adresse, i-Punkte und so weiter meist reichlich nach links gerückt). Etwas eitel. Genußfähig und Qualität nicht immer über Quantität stellend (häufige zerflossene, verschmierte Buchstaben, siehe „soll“, „Schriftprobe“).

Elise K. In mancher Beziehung noch unfertig und unentwickelt oder dann einseitig in der Bildung. Sie halten sich noch ängstlich an das Angelernte und entbehren der Selbstständigkeit und der Gewandtheit (siehe ganzer Duktus der Schrift). Sie sind schüchtern und leicht geniert (schmale, hohe Majuskeln, zum Beispiel „M“ in „Meyer“, „Maienfeld“), einfach und bescheiden im Auftreten, froh, wenn Sie möglichst un bemerkt bleiben (keine Verzierung, keine Schnörkel, einfacher Schriftduktus). Sie haben hart-

*Gigeln ist
Bigeln
Kümm nimm
Küglern fischen
Helden. Helden*

gefühl und feines Empfinden (leichter Duktus), sind aber keine besonders schmiegsame und anpassungsfähige Natur (wenig Rundungen). Auch sind Sie nicht lebenswürdig, entgegenkommend, lebhaft in der Äußerung Ihrer Gefühle oder gar temperamentvoll und impulsiv! Sie thun alles mit Ueberlegung und ziehen stets den Verstand mit in Betracht bei Ihren Entschlüssen. (Ruhige, wenig schiefe Schriftlage, klare, wenig bewegte Schrift, sehr wahr und offen in Ihren Aussagen.) Im Anschluß langsam und wählerisch.

E. R. in G. Eine sensible, wohl auch nervöse Natur, die unter irgend einem Druck oder Zwang steht und fester, ruhiger erscheinen möchte, als sie ist. Sie fühlen sich in der freien Bewegung gehemmt, sind dem Wechsel der Stimmung unterworfen, und Kopf und Herz geraten bei Ihnen häufig in Konflikt. Harmonische Ausgeglichenheit fehlt Ihrem Wesen. Sie sind erregbar, heftig und im Verkehr schwierig. Nicht energisch, sondern nur momentan beharrlich.

Fischer in B. Begeisterungsfähig, lebhaft im Empfinden, gehen Sie mit Enthusiasmus ins Zeug, wo Sie sich für etwas interessieren, haben aber nicht immer die nötige Ausdauer, das Begonnene durchzuführen. Mehr eigensinnig-beharrlicher Justament, der etwas „erst recht“ will, wenn sich Hindernisse in den Weg stellen — als wirklich ein energischer Mann. Kann lebenswürdig, entgegenkommend, umgänglich und höflich sein, weiß aber klug zu schweigen und ist kein naiver Schwärmer. Thätig, fleißig, unternehmend.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz, Schweiz.



Absolut bestes Mundwasser der Welt!



**Vorzügliche Volks-
und Haus-
Heilmittel**



NAFTALAN

Naftalan-Spezialitäten:
Hausnaftalan,
Naftalan-Heftpflaster,
medizin. Naftalan-Seife,
Naft.-Hämorrhoidal-Zäpfchen,
Naftalan-Toilette-Seife u. Crème.

Naftalan - Gesellschaft, G. m. b. H., Magdeburg.

Vorzüglichste Konstruktion

SOENNECKEN
BONN

1 Auswahl (10 Federn) 20 Pf.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Geschenkbücher für die Frauenwelt.

Aus der Töcherschule ins Leben. Ein allseitiger Berater für Deutschlands Jungfrauen. Unter Mitwirkung hervorragender Kräfte herausgegeben von **Amalie Baisch**. 9. Auflage. In Original-Einband M. 6.—
Ein Buch von seltener Reichhaltigkeit, das deutschen Mädchen im großen wie im kleinen mit gutem Rat zur Seite steht, seine Lehren aber nicht im trockenen Dozententon erteilt, sondern in der Form anmutiger Plaudereien.

Die elegante Hausfrau. Münchener neueste Nachrichten. Mitteilungen für junge Hauswesen. Mit besonderen Hinweisen für Offiziersfrauen von **Frau Isa von der Lütt**. 4., neu bearbeitete Auflage. In Original-Einband M. 5.—
Ein sehr hübsch ausgestattetes Buch, welches für junge Damen Interesse haben dürfte.



Die
elegante Hausfrau
von Frau Isa von der Lütt

Verkleinerte Abbildung des Einbandes.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

**Das feine
Dienstmädchen**
wie es sein soll. Eine Gabe für Hausfrauen und Dienstmädchen. Von **Frau Isa von der Lütt**. 2. Auflage. Elegant gebunden M. 1.20.

Ins eigene Heim.
Ein Buch für erwachsene Mädchen und junge Frauen von **Amalie Baisch**. Unter Mitwirkung bewährter Kräfte. 4. Auflage. In Original-Einband M. 6.—



Wollen Sie etwas Feines rauchen?

Dann empfehlen wir Ihnen
„Salem Aleikum“
Garantirt natürliche türkische Handarbeits-Cigaretten.

Diese Cigarette wird nur lose, ohne Kasten, ohne Goldmündhülle verkauft. Bei diesem Fabrikat sind Sie sicher, daß die Qualität nicht Konfektion bezahlt. Die Nummer auf der Cigarette deutet den Preis an.
Nr. 3 kostet 3 Pf. Nr. 4: 4 Pf. Nr. 5: 5 Pf. Nr. 6: 6 Pf. Nr. 8: 8 Pf. Nr. 10: 10 Pf. p. St.
Nur acht, wenn auf jeder Cigarette die volle Firma steht:
Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze“, Dresden.
Über fünfhundert Arbeiter. * Zu haben in den Cigarren-Geschäften.
„Salem Aleikum“ Wort und Bild, desgleichen Form und Wortlaut dieser Annonce sind gesetzlich geschützt. Vor Nachahmungen wird gewarnt.

Ei er

Pudding-Pulver

mit Glycerin à 10 Pfg.
Besten Fabrikat!
Vorrätig in den Geschäften, welche
Dr. Oetkers
Backpulver führen.
Dr. A. Oetker, Bielefeld.

Technikum Strelitz
(Mecklenburg)
Ingenieur-, Technik- u. Koloristisches
Maschinenbau und Elektrotechnik
Besucht, Hoch- und Tiefbau, Tischlerwerk
Täglicher Eintritt.

Nur 4 Mark 50

tolft dieser hoch-
elegante, gefärbte
echt goldene Ring mit
vorzüglich feinem
Victoria-Brilliant,
Garantie Zurücknahme.
Illustrierte Preisliste über
alle Arten Ringe, Uhren
u. moderne Schmuckgegen-
stände. Gratz. Gebr. Loesch, Bergedorf, Leipzig 42.

Militär-Vorber.-Anstalt
Gr. Lichterfelde-Berlin
v. Major a. D. Bendler
Alle Exam. 10 Oberleh. Schnelle u. selt.
Erfolge. Eint. stets.

Tuch-Reste
die in uns-
Fabrik täglich
werden, geben
spottbillig ab. Muster senden sofort
Lehmann & Assmy, Spremberg L.
einzige Tuchfabrik Deutschlands, die nur
an Privatkundschaft verkauft.



Sächs. Musikinstrumenten-Manufaktur
Schuster & Co
Markneukirchen No. 156.
Fabrikation u. direkter Versand
Illust. richte Hauptkataloge postfrei

SIEMENS REGENERATIV

GASABADEOFEN

FRIEDR. SIEMENS

DRESDEN, Hauptstadt

Julius Körner & Co., Pegau i. Sa. 21.
liefern die besten und billigsten Tuche und Buckskins in nur guten, haltbaren Qualitäten direkt an Private
3 1/2 Mtr. gewirkt. Buckskin für 5,25 Mk.
3 Mtr. moderner Buckskin für 10,50 Mk.
3 Mtr. Oberstschwarz, blau, braun für 9,00 Mk.
3 Mtr. hochfein Kammgarn für 15,00 Mk.
Grossartige Musterkollektion aller Arten Herrenstoffe sofort franko zu Diensten.

Institut für
schriftliche Vorbereitung
zum einj. freim., höherer, Offizier-, Kriegst.-
Akademie, Primaner-, Abiturienten-, Polizei-
Examen, Rührens die Prospekt. V. K. K. K.
fr. Dir. d. Berl. Militär-Pädagogium und
Rittmstr. a. D. Berlin-Schöneberg, Hauptstr. 1.

Technikum Neustadt i. Meckl. städtische,
höhere Lehranstalt für Maschinen- und Eisenbau, Bauingenieurwesen,
Elektrotechnik. Progr. kostenlos.

Technikum Sternberg i. Meckl.
Maschinenb. — Elektro-Ingenieure. — Techniker. — Werkstr. — Einj. Kurse.

Paulus & Kruse
Markneukirchen No. 22 A.

Jadello's
Instrumente
Neusser's
billige
Preise



Weit
größte
Garantie

**Brennnessel-
Haarwasser**

das wirksamste Mittel
bei Kopfschuppen u.
Haarausfall
2, 5 u. 10 Mark
in 8-10 Tagen
Sanitäts-Bazar, Leipzig

Vorzügl. Musik-Instr.
f. Art bezieht man
am vorteilhaft. direkt
a. d. grössten württh.
Musik-Instr.-Fabr.
v. Rob. Barth, K. Hoflieferant, Stuttgart.
Preislisten grat. (Bitte f. welch. Instr.)

Meinel & Herold,
Rillingenthal (Saale) Nr. 400
liefern billige und vorzügliche
Hörner in 106 versch. Art.,
3-ten u. 4-ten, Gitarren u.
Nr. 450, Geigen u. Nr. 4— an
Benoniens, Drehorgeln, Musikwerke, Klaviers,
Caricatur. Musik. Katalog an Lebermann frei.
Patentanwalt Paul Müller, Berlin NW. 6.

Eisen-Tropon

Kräftigungsmittel

von
hervorragendem Wohlgeschmack

Briefkasten.

Allen den lieben und getreuen Lesern, die uns — zum Teil aus weitester Ferne — in so herz-erfreuender Weise voraus gratulierten zum fünfzigsten Jahrgang, wärmsten Dank!

Redaktion und Kassenhelfer.

„Besorgte Mutter“ in Unt. D. Für Berlin: Heimat für Mädchen und Frauen gebildeter Stände (Internationaler Verein der Freundinnen junger Mädchen) W. Köthenerstr. 43, nahe dem Potsdamer und Anhalter Bahnhof. Abholen am Bahnhof bei genauer, rechtzeitiger Anmeldung. Preise äußerst mäßig. Auch Stellenvermittlung. — Für Hamburg: „Heim für junge Mädchen“, Bleichenbrücke 12, elektrische Bahn: Süderstraße-Börsebrücke aussteigen. Stellenvermittlung. — „Home Suisse“, Güntherstr. 88, Hohenfelde. Bahn: Burgstraße-Langensfelde (rote Schilder).

„Sonnenwirt“ in L. bei G. Wie war's mit dem Spruch — außen: „Hier ist das Haus zur Sonne — Wer kein Geld hat, geht zum Brunnen.“ Für innen: „Hier soll die schönste Ordnung sein. Wer ist und trinkt, bezahle fein. Auch nicht zu spät nach Hause gehn, So können Gast und Wirt bestehn.“ L. J. in D. Konfessionelle wie politische Erörterungen schließen wir prinzipiell aus. „Alte Abonnentin“ in Valparaiso. Ihre treue Anhänglichkeit freut uns sehr, erhalten Sie uns dieselbe noch recht lange. Herzliche Gegen- grüße! „Friseur“ in Ch. Zur Herstellung von „Shampooing-Water“ werden drei Eier mit 850 Gramm Rosenwasser tüchtig durchquirlt, dann fegt man 10 Gramm Kaliumkarbonat und 10 Gramm Sal- matgeist hinzu, parfümiert mit zwei Tropfen Rosenöl und einem Tropfen Bittermandelöl, schüttet gut um und feigt. G. V. in D. Abonnementsbeziehung ist nur bei Preisrätfe- lungen oder „Ausfallsarten- taufch“ nötig. „Wilhelma“ in Hannover. Sie

haben uns — als erste Gratulantin — zum Jubiläumsjahrgang so viel liebe Wünsche und treue Grüße gefandt, daß wir nicht umhin können, Ihnen ganz besonders zu danken — bewahren Sie uns diese freundliche Gesinnung auch ferner! Egon v. B. in D. Leider nicht ver- wendbar. „Schweizerin“ im Ausland. Als ein vortrefflich redigiertes, in echtem Frauenfinn geleitetes Wochenblatt em- pfehlen wir Ihnen die „Schweizerische Hausfrauenzeitung“, St. Gallen. Re- dactrice Frau Elise Dönniger. Fürs Ausland jährlich Fr. 8.30. Sie werden unsrer Empfehlung Dank wissen. „Schlossermeister“ in A. Be- werber um die Stellung eines Eisen- bahnen-Werkmeisters müssen das Schlosser-, Schmiede- oder Kupfer- schmiedehandwerk, wenn sie in Lokomotiv- werkstätten oder im Betriebsdienst, da- gegen das Schlosser-, Schmiede-, Treiber-, Schreiner-, Stellmacher-, Lackierer- oder Sattlerhandwerk — je nach der Abteilung, welcher sie später vorstehen sollen — er- lernt haben, wenn sie im Wagenwerk- stättendienst beschäftigt werden wollen. „Zwei Wettende“ in Ob. A.

Erdb-Oberfläche: Landfläche: 136 132 000 Quadratkilometer; Wasser- fläche: 373 818 000 Quadratkilometer. Also hat Freund R. recht. Emilie D. in J. Warm empfunden, aber noch nicht druckreif. „Abonnent“ in Karau. Der Geld des „Doktor Eisenbart“, Dr. Jo- hannes Andreas Eisenbart, war ein bei Lebzeiten sehr angesehener Wanderarzt, der auch die Leipziger Messen besuchte; er starb 1727 in München auf der Durch- reise. Das Gedicht — Verfasser unbe- kannt — kann erst entstanden sein, als er eine mythische Person und zum Typus des meuchlerischen Quacksalbers ge- worden. „Oberlehrer“ in G. „Kleo- patra“, historische Erzählung aus dem Jahrhundert vor Christi Geburt von R. Haggard. 2. Aufl. Geb. M. 4.—. „Ben Hur“, Erzählung aus der Zeit Christi von L. Wallace. Volksausgabe M. 2.—. Geschenkband M. 3.—. „Rita- la“, Roman aus dem ersten Jahr- hundert nach Christus von Elise Orzech. Geb. M. 5.—. Stuttgart, Deutsche Ver- lags-Anstalt. Durchweg hoch empfehlens- wert. Otto R. in B. Um eine gewöhn-

liche Taschenuhr als Kompaß zu be- nutzen, bringe man sie in eine wagerechte Lage, wobei der Stundenzeiger nach der Richtung des jeweiligen Standes der Sonne zeigen muß. Der Südpunkt be- findet sich dann genau in der Mitte zwischen der augenblicklichen Richtung des Stundenzeigers und der Zahl 12 auf dem Zifferblatt. Die andern Himmels- gegenden lassen sich danach leicht be- stimmen. Steht der Zeiger zum Beispiel auf der Zahl 6, so giebt 3 die genaue Südrichtung an, und so weiter. „Kantor“ in D. bei B. Als ein leicht faßliches, in jeder Hinsicht Be- lehrung gewährendes Buch hierüber em- pfehlen wir Ihnen „Die Vogelzucht“, Anleitung zur Zucht unserer einheimischen Stubenvögel in der Gefangenschaft von L. Walter. Illustriert. Berlin, Verlag von Hermann Walther. M. 3.—. „Runder Tisch“ in G. Herzliche Gegen- grüße, auch nach Jw.! „Deutscher Lustiger“ in B. Wie viel man braucht, um mit einer Familie bequem leben zu können? Das kommt eben ganz darauf an — wie viel man braucht! D. in B. Es fehlt Ihnen an Zeit nachzuschlagen — uns auch.



KALODONT
unentbehrliche
Zahn-Crème.

Medizinische Autoritäten haben wiederholt auf den innigen Zu- sammenhang schadhafter Zähne mit schweren Magenkrankungen hingewiesen und die Wichtigkeit der rationellen Zahnpflege mit einem für das Email unschädlichen Zahnputzmittel betont. Kalodont entspricht allen bezüglichen Anforderungen und erhält die Zähne weiss und gesund.

Thee-Meßmer

wird in 100 000 Familien u. an mehr. deutschen Höfen getrunken. Probepack. à 60 u. 80 Pfg.

Die natürliche Heilweise.

Deutsche Verlags- Anstalt Stuttgart.
Ratgeber für ge- sunde u. kranke Menschen.

2 Bände. 1596 Seiten gross Oktav mit 268 Ab- bildungen im Text, 30 farbigen Tafeln und 2 zer- legbaren Modellen des männlichen und weib- lichen Körpers, sowie einer Ergänzung:
* Dargestellt und herausgegeben von **Dr. med. C. Sturm.**

„Die naturgemässen Behandlungsmethoden der Krankheiten in systematischer Schilderung“ von Dr. G. Lehnert.

Soeben beginnt eine Lieferungs-Ausgabe zu erscheinen: 50 Lieferungen à 30 Pfennig.
Alle 8 bis 14 Tage wird eine Lieferung ausgegeben.

Außerdem kann das Werk aber **In Original-Prachteinband.** In zwei Bände gebunden für 19 Mark.
wie bisher bezogen werden: In einen Band gebunden für 17 Mark.

Jedem Familienvater, jeder sorgenden Hausmutter
ist es auf das dringendste anzuraten, sich in Dr. med. C. Sturms „Natürliche Heilweise“ zu vertiefen und **sich mit der natürlichen Heilweise vertraut zu machen.**

Das Werk kann sowohl in Lieferungen wie in Original-Einband durch jede Sortiments- oder Kolportage- Buchhandlung des In- und Auslandes bezogen werden, die auf Wunsch die erste Lieferung zur Ansicht oder einen ausführlichen Prospekt kostenlos ins Haus senden; letzteren übermittelt auf Verlangen auch die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

HEWEL & VEITHEN, Köln u. Wien,
Kaiserl. Königl. Hoflieferanten



Dr. Lahmann's
Nährsalz- Cacao u. Chocolate.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.



INDISCHE BLUMENSEIFE
F. WOLFF & SOHN
KARLSRUHE & WIEN.

SAVON AUX FLEURS DES INDES.

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseurgeschäften.

Echten Schleuderhoniq,
das Naturprodukt der Biene, offeriert per 10 Pfd.- Emalle-Eimer inkl. portofrei zu 8.— Mark
Apotheker W. Lipps,
Zabern i. Elsass.



Musikwerke
selbstspielende und zum Drehen
Phonographen
nur erstklassige Fabrikate von 20 Mark aufwärts liefern gegen Monatsraten von 3 M. an.
Bial, Freund & Co. in Breslau
Illustrierte Kataloge gratis und frei.

Gärungsphysiol. Laborat.
Alfred Jörgensen
Gegründet 1881. Kopenhagen V.
Kurse in Gärungsphysiologie, Mikro- biologische Analysen. Reinkulturen von Gärungsorganismen. Consulta- tionen, ev. an Ort und Stelle.

Bittige Romane. Serjeants hierüber auf Verlangen kosten- und portofrei von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Strümpfe u. Trikotagen.
Bestes deutsches Fabrikat.
Abgabe direkt an Private.
Günstige Bezugsquelle bei Aussteuer.
Spezialität:
Strümpfe, Socken, Ersatzfüße mit und ohne Naht.
Sport- und Touristenhemden.
Gotthardt Schröder,
Zeulenroda.
■ Bitte Preisliste zu verlangen. ■

Praktischer Geburts- tags- oder Gelegenheits- geschenkartikel ist ein Stammschild mit Wappen, Monogramm oder Inschrift. Schnellste Lieferung. Bil- ligste Preise. In Dedika- tionsgegenständen, Fecht- boden-, Messur- und Parade- ausstattung. grösst. Ausw. Emil Lüdke, Jena i. Th. F. Aelteste Firma der Branche.

Beweis Aufnahme mit
Photofix
Auch Theilzahl.
Besten photog. Apparat. Jll. Preissl. frei.
N. Photofix Berlin 53



FERRATIN
und
Ferratose
(Süssiges Ferratin)

Bestes Stärkungsmittel gegen
Blutarmut und Bleichsucht.

von den Aerzten aufs Wärmste empfohlen.
Ferratin ist ein in Verbindung mit Eiweiss hergestelltes eisenhaltiges Nährpräparat.
Appetitregend und Verdauungsfördernd.
Ueberraschende Erfolge.
Erhältl. in Apotheken u. Drogengeschäften.
Prospekte gratis durch die Fabrikanten
C. F. Boehringer & Soehne
Mannheim-Waldhof.

Malerschule Buxtehude.
Deutsch. Malerbundestag Danzig wird. L. Preis, Krone frei. Dir. Eisnerweg.

Handels- u. Einjährigen-Institut
von Dr. O. Kramer, Harburg (Elbe).
Gutes Pensionat. Gediegener Unterricht.



Dem Glücklichen schlägt keine Stunde.
Nach dem Gemälde von L. Blume-Siebert.